**Zeitschrift:** IQ : Quartalsinfo für Uni und ETH Zürich

**Herausgeber:** Medienverein ZS

**Band:** 11 (2003)

**Heft:** 40

**Heft**

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 03.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

iQ Redaktion, Rämistr.62,8001 Zürich, Tel. 01/261 05 54, Inserate: Tel. 01/261 05 70; Fax 01/261 05 56, E-Mail Adresse: andi@gredig.ch, Erscheint vierteljährlich.
Auflage: 35'000 Exp. Herausgegeben von den studentischen Verbänden im Medien-Verein ZS, Rämistr. 62, 8001 Zürich

**Nr. 40/2003**

AZB 8028 Zürich
Bitte nachsenden – Adresse nicht melden!

# iQ

*Quartalsinfo für Uni und ETH*

**FACE TO FACE: Bologna**
**Was bringt die Bologna-Reform? Befürworter und Gegner streiten.**
**→Seiten 4 und 5**

**FILM: Selbstmordstreifen**
**Schiessen, Schlitzen, Erhängen. Drei Filme über Menschen, die genug haben.**
**→Seite 3**

**MUSIK: Solo-Sänger**
**Mensch und Gitarre machen schöne Lieder. Drei geniale Singer/Songwriter.**
**→Seite 3**

**CAFELEBEN: Gloria**
**Gemütlich und beschaulich. Im Café Gloria herrscht entspannte Freundlichkeit.**
**→Seite 7**

**LEBEN: Erasmus in Zürich**
**Was machen Austauschstudierende in Zürich? Party-Feiern im StuZ.**
**→Seite 11**

POLITISCHES ENGAGEMENT

# Sind die Hochschulen politische Schlafsäle?

**An Uni und ETH stehen die grössten strukturellen Änderungen seit Jahren an. Fast niemand hat eine Ahnung, und das Engagement hält sich in engsten Grenzen. Versagt das Marketing der Linken oder ist Politik einfach out?**
**Von Andi Gredig und Beat Metzler**

Sie schreiben Sätze wie: «An bürgerlichen Hochschulen werden Waren hergestellt, nämlich akademische Arbeitskräfte.» Sie gebrauchen gerne Ausrufezeichen! Sie organisieren Streiks. Sie kämpfen gegen den Neoliberalismus. Sie glauben, die Wirtschaft will die Universität übernehmen. Sie sprechen von Widerstand und Kahlschlag. Die Leute vom Aktionskomitee gegen Bildungsabbau.

Gegründet wurde das Aktionskomitee als Reaktion auf das angekündigte Uni-Gesetz. Es konnte nicht angehen, dass die Studiengebühren verdoppelt, der Unirat mit Macht überhäuft, die Studenten an Kompetenzen beschnitten werden sollen. Schnell fanden sich Freiwillige. Man debattierte und organisierte. Im November gingen 3000 Studenten und Schüler auf die Strasse. Die grösste Uni-Demo seit Jahren rumorte durch Zürichs Strassen. Am Schluss verlasen die Arbeiter eine «Grussbotschaft». Ende Januar kam der Streik. Er bedeutete «einen Produktionsausfall in der Bereitstellung von akademischen Arbeitskräften.» Die Uni blieb zwar leer, aber nur 300 Studenten beteiligten sich aktiv an der Uniblockade. Sei es, weil sie lieber den freien Tag genossen. Sei es, weil sie das «repressive Verhalten des Sicherheitsdienstes» vom Mitmachen abhielt, wie ein Artikel in der Zürcher Studentin vermutete. Anfangs März verabschiedete der Kantonsrat das Unigesetz, und reduzierte die Erhöhung der Studiengebühren.

Mittlerweile ist es ruhig geworden im linken Flügel der Universität Zürich. Ohne das Gebührenargument fällt es dem Aktionskomitee schwerer, neue Massen zu mobilisieren. Obwohl «der Kahlschlag weitergeht.» Auch der VSU, die traditionelle linke Organisation an der Uni Zürich, bekundet seit Jahren Mühe, genügend neue Mitglieder zu finden. An Diskussionsveranstaltungen über die Bolognadeklaration beteiligen sich knapp 30 Leute. Warum engagieren sich nicht mehr Studis für ihre Anliegen? Immerhin arbeiten ungefähr 65 Prozent der Studierenden Teilzeit. Sie scheint es zu treffen, wenn der Besuch einer Hochschule teurer wird. Auch die überfüllten Hörsäle und das permanent schlechte Betreungsverhältnis böten genügend Angriffsfläche.

### Gezielt neben dem Zeitgeist

Vor allem aus der «gemässigten Linken» hört man häufig den gleichen Vorwurf: Das Aktionskomitee bediene sich des falschen Vokabulars, verkopple seine Anliegen mit «radikalen» Parolen. «Ich stimme zwar in vielen Punkten mit den Forderungen des Aktionskomitees überein. Aber die Rede vom Klassenkampf, von der Solidarität mit dem Proletariat, von der staatlichen Repression kann ich in der gegenwärtigen Schweiz nicht ernst nehmen», meint Anika, eine Philosophiestudentin. «In meinem Umfeld sehen das die meisten so.» Dem Widerstand hafte eine miefige Aura an, ein Hauch von 19. Jahrhundert umwehe die Bewegung. «Damit können viele Junge nichts anfangen.» Trotz Evian und Irak, revolutionäres Gedankengut taucht in keinem Magazin auf der der In-Liste auf. Vielmehr schreckt es ab: «Nur weil ich keine höheren Studiengebühren möchte, bin ich noch keine Marxistin. Die «Linken» wirken mit ihrer Rhetorik als geschlossener Block. «Entweder du übernimmst das ganze Meinungspaket oder du gehörst nicht dazu.» Anika vermisst Selbstironie und Lockerheit. «Ich möchte nicht die Gesellschaft retten.» Es bleibt allerdings die Frage, wieso Anika mit ihren Gleichgesinnten keine eigene, «gemässigte» Gruppierung gründet. «Die Motivation fehlt mir. Ich bin zu faul und zu wenig überzeugt. Ich habe Mühe, für etwas zu kämpfen. Häufig leuchten mir auch die Gegenargumente ein. Und im Grunde glaube ich, dass es in der Schweiz schon gut läuft.»

Nicole Burgermeister vom Aktionskomitee spricht in diesem Zusammenhang von einem «antimarxistischen Reflex». «Wir diskutieren manchmal, ob wir möglichst viele Leute erreichen wollen. Oder ob wir unsere Grundposition zeigen sollen.» Meistens falle der Entscheid auf zweiteres. Man wolle die gesellschaftskritischen Anliegen nicht «tabuisieren». «Obwohl wir nicht alle Marxisten sind.»

Allgemein hält Nicole nicht viel von der These vom Imageproblem. Die protestierenden Studierenden seien von verschiedenen Seiten her auf viel Sympathie gestossen. «Selbst die eher konservativen Arbeitskollegen meines Vaters fanden unsere Aktionen unterstützenswert. Auch mein Coiffeur hat mich kurz nach dem Streik positiv auf unseren Widerstand angesprochen.» Nicole möchte die Frage nach den gesellschaftlichen Verhältnissen stellen, innerhalb derer definiert wird, was «extrem» ist und was dem Zeitgeist entspricht. Ein Streik würde in der Schweiz, welche die Sozialpartnerschaft propagiert, oft als illegale, radikale Aktion wahrgenommen. In anderen Ländern dagegen gälte Streiken als legitimes Mittel, für soziale Gerechtigkeit zu kämpfen. «Auch die schlechte Informationspolitik erschwert einiges. Wenn Entscheidungsprozesse so undemokratisch und intransparent verlaufen wie in der Hochschulpolitik, fällt es schwer, in den Leuten ein Bewusstsein zu wecken.» Das Aktionskomitee möchte die ahnungslose Bevölkerung also aus ihrem Tiefschlaf wachrütteln.

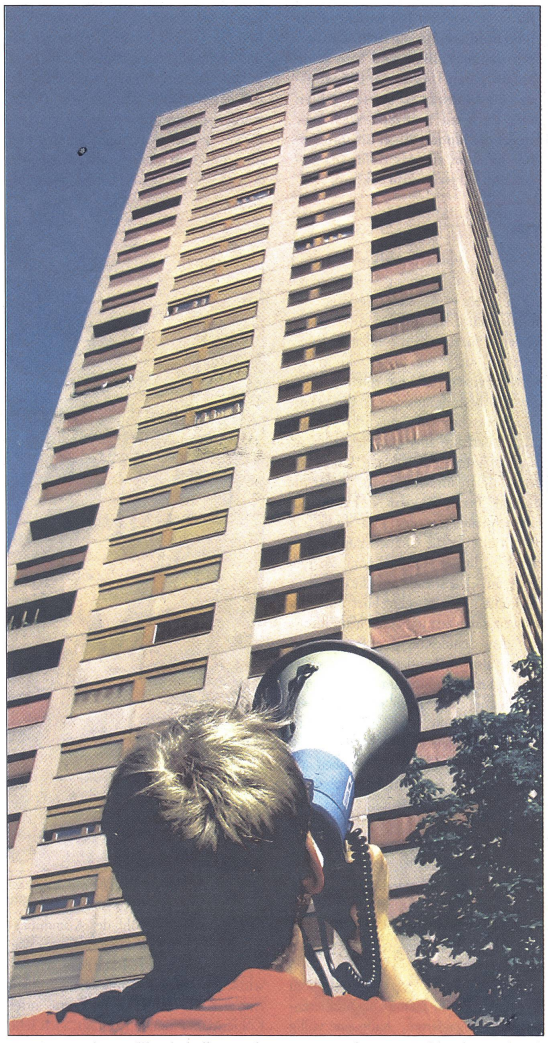
**«Nur weil ich keine höheren Gebühren möchte, bin ich noch keine Marxistin.»**

### Wie tief hockt der Mythos?

Ein Problem sieht Nicole weiter darin, dass in der Schweiz der Mythos der Chancengleichheit stark verankert ist. Obwohl Studien beweisen, dass Schulerfolg hierzulande immer noch stark von der sozialen Herkunft abhängt. Keineswegs stehen allen die gleichen Chancen, an eine Uni zu gelangen, offen. «Solange sich die Leute solcher Tatsachen nicht bewusst sind, ist es schwierig, sie von der Notwendigkeit zu überzeugen, gegen weitere Selektionsmassnahmen und Studiengebühren zu kämpfen.» Nicole verortet die Politikmüdigkeit noch an einem anderen Punkt. «Der Druck auf die Studierenden nimmt durch die Einführung von Zwischenprüfungen, Studienzeitbeschränkungen, höhere Studiengebühren und die immer stärkere Verschulung zu. Wenn man zusätzlich zu 40-Prozent arbeitet, und sich sonst wo einsetzt, bleibt wenig Zeit für unipolitisches Engagement.»

Solche Thesen sind schwierig nachzuweisen, und es lassen sich Gegenargumente finden. Dass die Unipolitik verschlungene Wege nimmt, streitet niemand ab. Es bleibt aber die Frage, warum nicht mehr Studenten diesen Wegen folgen wollen. Wenn der Wille zum Engagement da ist, dann lässt sich wohl niemand durch ein paar Hindernisse aus der

**Fortsetzung → Seite 2**



*Wie man in den Wald ruft, hallt es nicht immer zurück.* *(Bilder: bat und and)*

ROTLICHT

## Grenzerfahrung

**Die «Weltwoche» deckte vor ein paar Monaten einen vermeintlichen Skandal auf: Es gibt Studentinnen, die sich prostituieren. Das iQ zeigt die etwas weniger überraschende Seite: Studenten, die zu Prostituierten gehen.**

Ein Student erzählt im ersten Artikel, wie er nach einem Seminaressen betrunken in Richtung Langstrasse und direkt in seinen finanziellen Ruin torkelt. In einem «Cabaret» lässt er sich von einer russischen «Tänzerin» dazu überreden, für 340 Franken eine Flasche Champagner zu kaufen. Langsam entwickelt sich ein Gespräch zwischen ihnen, die «Tänzerin» Natascha erzählt von ihrer Familie. Sie verspricht, dass sie nur für ihn tanze. Dann entledigt sie sich auf der Bühne langsam ihrer Kleider.

Ein zweiter Student hat einen etwas anderen Geschmack. Ihm reicht es, im «Petite Fleur» einen Hunderter hinzublättern. Dann gehts eine Viertelstunde zur Sache. Das Gefühl, die Frauen auszunutzen, hat er nicht.

In einem dritten Artikel erzählt unsere freie Mitarbeiterin Monika Frei von einem besonderen Abend an der Langstrasse. Mit High-Heels und Minirock stackst sie durch verschiedenste Etablissements und lässt sich von einem Zuhälter für ihre schönen Zähne loben.

**→Seiten 9 und 10**

## Willig und desineressiert

**So sind sie, die Studierenden. Jedenfalls, wenn ihr unseren Artikeln glaubt. In der Titelgeschichte gehen wir der Frage nach, wieso sich nicht mehr Studierende unipolitisch engagieren. Eine These lautet Desinteresse. Wenn ihr das Gegenteil beweisen wollt, dann lest das Podiumsgespräch rund um die Bologna-Reform. Im zweiten Teil berichten wir über Studierende, die zu Prostituierten gehen. Zahlen sind hier keine aufzutreiben. Und an der Langstrasse eine Umfrage zu starten, schien uns doch zu mühsam. Was aber treibt die jungen Freier an, und woher nehmen sie das Geld? Die Redaktion wünscht gute Lektüre.**

ABBAU BEI DEN PUBLIZISTEN

# Als Boomfach abgestempelt

**Die Publizistik ist von der «Überbevölkerung» der Uni besonders hart betroffen. Als im Dezember einschneidende Massnahemen auf Kosten der Studierenden beschlossen wurden, sammelte der Fachverein in einer Woche 1300 Unterschriften und wehrte sich erfolgreich gegen die Leistungskürzungen.** Von Ajuni Burk

Für Aufsehen sorgte im Dezember der Fachverein Publizistik, als für eine Petition zur Verbesserung der Studienbedingungen des Fachs innerhalb einer knappen Woche über 1'300 Unterschriften gesammelt werden konnten. Davor häuften sich die Schreckensmeldungen am IPMZ: Drohende Schliessung des ersten Nebenfachs, drohende Quotierung der Lizentiatsprüfungen, verschärfte Selektion bei den Zwischenprüfungen oder gar die Schliessung der Publizistikwissenschaften. Gegen diese «einseitig auf Kosten der Studierenden» angelegten Massnahmen, so Präsident Philipp Gut, schritt der Fachverein zur Tat und sammelte fleissig Unterschriften, um seinerseits Forderungen zu stellen. So soll der Numerus Clausus kein Thema werden, das Institut kurzfristig mit permanenten Gastprofessuren entlastet und auf lange Sicht jährlich mit einem neuen Kollegen bedacht werden, bis das notorisch schlechte Betreuungsverhältnis von 1:380 auf 1:120 gesenkt worden ist.

Hehre Ziele – was ist daraus geworden?Die Schliessung des ersten Nebenfachs für zwei Jahre ist inzwischen beschlossene Sache, und auch die verschärften Zwischenprüfungen werden wohl durchgesetzt. Vom Fachverein, so der Eindruck, hört und sieht man seit der Petition nicht mehr viel. «Wir arbeiten momentan vornehmlich hinter den Kulissen», antwortet Philipp auf implizite Vorwürfe. «Es gilt, Kontakte zu pflegen in den verschiedenen Gremien der Uni. So sind beispielsweise von sechs Studierenden, die Einsitz im Fakultätsrat haben, zwei Publizistikstudenten. Das verschafft uns wertvolle Informationen. Unsere Strukturen müssen überdies professioneller werden; aufgrund der mittlerweile mehr als 20 aktiven Mitglieder ist es notwenig, Doppelspurigkeiten zu verhindern.» Die drohende Verschlechterung der Studienbedingungen sei noch längst nicht vom Tisch, doch es konnten Teilerfolge verbucht werden: Die Publizistik erhält ab nächstem Semester eine zusätzliche permanente Gastprofessur für sechs Jahre, die auch Lizprüfungen abnehmen kann, sowie einen Professor für empirische Forschung und Methoden.

### Momentaner Waffenstillstand

Die Publizistik- und andere Sozialwissenschaften wie Soziologie und Politikwissenschaft haben innerhalb ihrer Fakultät einen schweren Stand. Sie kämpfen mit unglaublichen Zuwachsraten, die den Fakultätsschnitt bei weitem übertreffen, doch erhalten sie nicht mehr Geld, um beim Studienangebot wenigstens den Status Quo einigermassen halten zu können. Dies hat mehrere Gründe, wie Philipp ausführt: «Zum einen herrschen schwere Grabenkämpfe in der Fakultät, denn erhält ein Fach mehr Geld, muss es von einem anderen abgezwackt werden. Zum anderen werden die Sozialwissenschaften noch immer als Boomfächer angesehen, deren starke Anziehungskraft vorübergehend ist und bald vorbei sein wird – statt einzusehen, dass der Zuwachs an Studienanfängern ernst zu nehmen und europaweit zu beobachten ist, redet man gern von ‚Trendfächern', deren Stern eines Tages schon wieder sinken werde.»

Gegen das fakultätsinterne Nullsummenspiel ist nicht viel auszurichten; Philipp sieht Handlungsbedarf, wo es um die Interessen und das Renommée der Sozialwissenschaften geht. «Die Ressourcen in der heutigen Gesellschaft werden verstärkt über die mediale Aufmerksamkeit verteilt. Dieser Trend hat weitreichende Folgen und macht die Forschung an unserem Institut unentbehrlich. Es gilt, Entscheidungsträgern wie z.B. der Politik für unsere Anliegen die Augen öffnen.» Und wie sehen die weiteren Pläne aus? «Direkte Aktion ist im Moment nicht angesagt, aber natürlich nie auszuschliessen, vor allem, wenn die Unzufriedenheit der Studierenden weiter anwächst. Wir haben die Ressourcen, um etwas zu bewegen, und halten uns dementsprechend alle Möglichkeiten offen.»

**Fortsetzung von → Seite 1**

Ruhe bringen, sondern fühlt sich dadurch in seiner Meinung bestätigt. Die nötige Kompetenz sollte man bei Studierenden ja voraussetzen können. Es leuchtet auch nicht ein, dass sich in der Schweiz, einem Land mit einem sehr hohen Mitbestimmungsgrad, die Leute überdurchschnittlich machtlos fühlen sollten. Berichte über Ungleichheiten im Bildungssystem tauchen seit kurzem in den Mainstream-Medien auf. Sogar die stramm liberale Weltwoche hat im Zusammenhang mit der Pisa-Studie ein paar Mal über die Chancenungleichheit berichtet. In der Ausgabe vom 26. Juni liest man: «Die soziale und die kulturelle Herkunft hat ausgerechnet in der Schweiz einen fast unheimlichen Einfluss auf den Schulerfolg.» Informationen sollten also vorhanden sein. Dass der Druck durch Studium und Beruf immer mehr zunimmt ist zudem nicht bewiesen. Verschulung führt nicht unbedingt zu mehr Stress. Viele Phil-I-Studierende leiden unter dem Mangel an Vorgaben und empfinden ihre Selbständigkeit als Last. Es muss also andere Gründe geben, wieso Studierende ihre Energie lieber in Alkoholkonsum als in Demos stecken.

*Nur Massnahmen, welche die Studierenden direkt betreffen, rufen Engagement hervor.*

### Der grosse Feind verschwindet

Georg Kohler, Philosophieprofessor, geht das Problem aus einer historischen Perspektive an. Im Gegensatz zur Bewegung der 68er fehle es heute an den grossen Gegnern. Obwohl sich vor 35 Jahren nicht mehr als ein Zehntel der Studierenden aktiv engagierten, habe eine völlig andere Stimmung geherrscht. «68 war eine Kulturrevolution. Man wehrte sich gegen die Zwänge der Nachkriegszeit, die starre und autoritäre Ordnung. Plötzlich standen alle diese Möglichkeiten offen: Die Pille, die Popkultur, neue Weisen zusammen zu leben. Hierarchien wurden in Frage gestellt und die marxistische Tradition wiederentdeckt.» Das politische Engagement habe sich aus einer gesamtgesellschaftlichen Vision eines anderen Lebens genährt. Man hatte einen deutlichen Feind, das verknöcherte Establishment. Die Welt konnte aus guten Gründen als «klar geschnitten» betrachtet werden. Die Euphorie habe sich allerdings schnell gelegt. «Die meisten haben erkannt, dass eine Revolution weder mehrheitsfähig noch wünschenswert ist.» Die Bewegung splitterte in verschiedene Gruppen auf.

Heute herrsche eine völlig andere Situation. Alle Ideologien haben Schiffbruch erlitten, sowohl der Kommunismus als auch der Neoliberalismus. «Was bleibt, ist eine sozialstaatliche Marktwirtschaft verknüpft mit Demokratie.» Auf der Ebene der Grundwerte ortet Kohler daher keinen Konflikt. «Ich sehe keine Alternativen zu den folgenden Ideen: Autonomie, Fairness, Vielfalt, Sozialstaat und Wettbewerb.» Gerade weil diese Werte in Europa von einer Mehrheit anerkannt werden und in Verfassungen festgeschrieben sind, habe es Engagement, das sich auf diese Werte beruft, schwer. Politisch Aktive könne sich an keinem übermächtigen Feind abarbeiten. Die Voraussetzung für grosse Massenbewegungen sieht Kohler als nicht gegeben. «Das konnte man daran beobachten, wie schnell die Anti-Kriegsbewegung abgeflaut ist.» Ohne Gegner fehle das Fundament, die klaren Konturen. «Man hat ein mulmiges Gefühl, weiss nicht, gegen was man kämpfen soll.» Auch wenn man sich engagieren möchte, würden die Leitfäden fehlen.

Dabei stimme es nicht, dass es nichts gäbe, wofür es sich lohnte, sich zu engagieren. Kohler vergleicht die gegenwärtige Lage mit derjenigen von Fröschen in einem Kochtopf. Wenn man Frösche in warmes Wasser setzt, fühlen sie sich wohl. Steigt die Hitze langsam an, merken es die Tiere nicht. Plötzlich sterben sie. Das will heissen: In westlichen Gesellschaften verändert sich sehr viel. Der Reformdruck bleibt aber klein, weil immer noch mehrheitlich Wohlstand herrscht. Sozialversicherungen, Alterstrukturen, und nationalstaatliche Beziehungen haben sich schleichend verändert. Sichtbare Folgen haben diese stillen Umwälzungen erst wenig nach sich gezogen. In einer solchen Zeit mache Engagement auf der Ebene der Umsetzung Sinn. Utopische Ideen zu entwerfen bringe wenig, man müsse weiter unten einsteigen. «Man soll Reformprozesse einleiten und begleiten und dafür sorgen, dass die oben genannten Ideale nicht verraten werden.» Auch wenn solches Engagement auf den ersten Blick langweilig wirke. «Bei der Konkretisierung kann man Spuren hinterlassen.» Ein gutes Beispiel für einen solchen Prozess böte die Bolognareform. Hier sollen die Studierenden dafür sorgen, dass die akademische Freiheit erhalten bleibt und sich die Uni nicht nur auf Ausbildung von Fachkräften für die Wirtschaft konzentriere.

**«Wenn man Frösche in warmes Wasser setzt, fühlen sie sich wohl. Dann sterben sie.»**

### Ohne Reibungsflächen keine Politik

Dass Gruppen wieder auf marxistische Erklärungsmuster zurückgreifen, wundert Georg Kohler nicht. Eine Gegen-Ideologie erleichtere das Engagement beträchtlich. Ausserdem liessen sich mit marxistischen Modellen noch heute viele gesellschaftliche Vorgänge erklären. So könne man gegen den «Verwertungszwang des Kapitals» wettern oder für akademische Autonomie und Spielräume plädieren. Aussagen tut man das Gleiche. Kohler findet aber den Marxismus zu abstrakt für eine direkte Umsetzung. «Bei konkreten Problemen wirds schnell dogmatisch.» Ausserdem würde der Marxismus nicht allen Phänomenen gerecht. Dies würden die Studierenden merken und deshalb marxistische Theorien mehrheitlich ablehnen.

Thomas Haemmerli, der sich auf der Internetplattform «votez.ch» für eine höhere Stimmbeteiligung einsetzt, schlägt in eine ähnliche Kerbe. Noch in den frühen 80er Jahren sei der politische Kampf stark mit privaten Interessen verbunden gewesen. Punk Hören und Kiffen habe als Provokation gegolten, eine «hegemoniale Kultur» hatte das Sagen. Rebellionen wie damals sind heute nicht mehr möglich. «Die Freiheiten, die wir momentan geniessen, sind wunderbar. Weil aber die Jungen selten auf Reibungsflächen stossen, werden sie nicht politisiert.»

### Schwieriges Fazit

Es lässt sich wohl nicht abschliessend sagen, woran es liegt, dass sich Studierende so politikfaul verhalten. Sicher spielt die «Unübersichtlichkeit» eine grosse Rolle. Der grosse Bösewicht fehlt, ebenso eine klare Grundhaltung, die es einem erleichtert, sich zu jedem Thema eine Meinung zu bilden. Eine Gegenideologie scheinen die meisten Studierenden abzulehnen. Sei es, weil sie der Marxismus nicht überzeugt. Sei es, weil sie dem gesellschaftlichen Konsens folgen und eine grundsätzliche Umgestaltung des Systems nicht für nötig halten. So erklärt es sich, dass sich auch gemässigte Linke von marxistischen Parolen vor den Kopf gestossen fühlen. Dazu kommt, dass die meisten Studierenden grosse persönliche Freiheiten geniessen. Energie für politisches Handeln kann also schlecht aus dem Privaten gezogen werden. Zudem halten sich die meisten Studierenden nur fünf oder sechs Jahre an der Uni auf. Deshalb sehen wohl viele keinen Grund, ihre Zeit in Dinge zu investieren, die sie gar nicht betreffen werden.

Das Beispiel der Publizistik und die drohenden Gebührenerhöhungen sprechen für diese Thesen. Die Fälle haben gezeigt, dass nur drohende Sachzwänge, welche die Studierenden direkt angehen, Engagement hervorrufen. Dieses richtet sich in diesen Fällen direkt gegen eine einzelne, in Kürze anstehnde Massnahme. Und nicht gegen das «System». Georg Kohler möchte die Studierenden zum Engagement im Zusammenhang mit Bologna motivieren: «Eine simple Ablehnung wird der Komplexität der Sache nicht gerecht. Mitbestimmen ist spannend. Ausserdem werden die Professoren dankbar sein.»

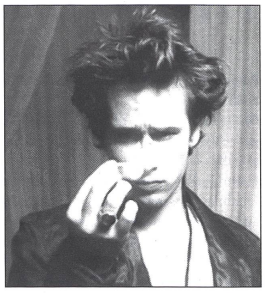
## Musik

Ajuni Burk

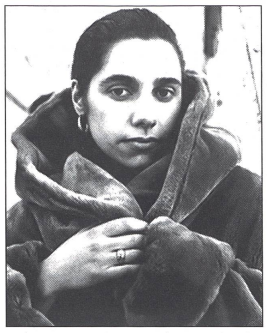
# Die Enkel von Bob Dylan

Singer/Songwriter beschwören mit reduzierten Mitteln, meist nur mit Gitarre und Stimme, grosse Gefühle herauf. Hier drei unterschiedliche Vertreter eines unterschätzten und vielseitigen Genres.

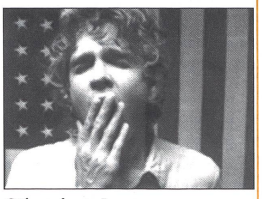
**Jeff Buckley – Grace (1994)**
Wie schon sein Vater, Tim Buckley, scherte sich der junge Amerikaner einen Dreck um Konventionen. Seine Songs sind eigentümlich konstruiert, und auch ihre Reihenfolge ist zumindest ungewöhnlich: Nach der biblischen Ballade ‚Corpus Christi Carol' krachen die Gitarren auf ‚Eternal Life'. Buckley beschäftigte sich insbesondere mit der verlorenen, der unmöglichen Liebe. Und obwohl technisch perfekt und bemerkenswert rein, bringt seine Stimme alle Emotionen ungefiltert rüber. «Well maybe I'm just too young / To keep good love from going wrong» singt er auf 'Lover You Should Have Come Over', und er sollte Recht behalten. Jeff Buckley ertrank 1997 im Alter von 31 Jahren.


*Ertrunken mit 31.*

**PJ Harvey: Stories from the City, Stories from the Sea (2000)**
Polly Harveys sechstes Album wartet mit einem wahren Feuerwerk an Liebe, Lust, Leidenschaft und Leben auf. Man wähnt sich in Queens oder Brooklyn, Stories ist der perfekte Soundtrack für urbane Abenteuer. Ein Highlight ist der Gastauftritt von Thom Yorke, der auf ‚This Mess We're In' dazu gebracht werden konnte, «I dream of / Making love / To you now baby» ins Mikrofon zu hauchen, worauf Harvey laut eigener Aussage besonders stolz ist. Fazit: Ihr bisher letztes Album, frei von der depressiven Grundstimmung der Vorgänger, ist zugleich ihr bestes, eine – nicht einfach zugängliche – Liebeserklärung an New York. Für Freunde der gehobenen Rockmusik schon beinahe ein Muss und für alle anderen zumindest einen Versuch wert.


*Kuscheln in New York.*

**Brendan Benson: Lapalco (2002)**
Alle (Musik-)Welt blickt momentan nach Detroit, wo der Garage-Rock mit den White Stripes, den Von Bondies und den Dirtbombs gerade besonders hohe Wellen schlägt. Brendan Benson segelt sozusagen gegen den Wind, und das auf mehreren Ebenen: Keine Band, keine Lederklamotten, kein wildes Image; Brendan spielt Gitarre und singt, der Tradition seines Genres entsprechend. Und doch ist er kein typischer Vertreter, seine Songs sind wundersam fröhlich und positiv, die Stimme warm und einschmeichelnd, und ihm zuzuhören macht gute Laune – Brendan Benson ist das Prozac unter den Singer-/Songwritern. Nur ohne Risiken und unerwünschte Nebenwirkungen.


*Gähnend gute Laune.*

## Tagebuch

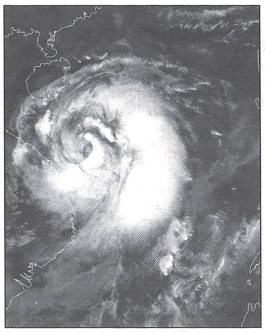
vom Fritz

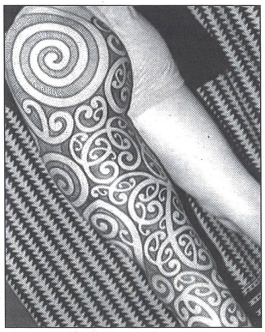
# Betontattowierer

Letzthin sah Fritz einen original Zürcher Betonmischer. Über dessen Trommel zogen sich blaue und weisse Streifen. Auf einem Blauen stand in schwarzer Schrift: «Ich bin Nichtraucher». Das hat Fritz beeindruckt. Obwohl der Auspuff fleissig qualmte. Fritz rieb sich unter der Nase. Man könnte alle Dinge mit einem «Ich bin Nichtraucher»-Kleber schmücken. Die Brotbackmaschine und den WC-Besen. Das macht präventiv Sinn, den Rauchern permanent vorzuhalten, wie abartig sie sich im Vergleich zur Welt verhalten. Oder man könnte eine Bierflasche mit: «Ich bin Fruchtsaftrinkerin» anschreiben.

Frohgemut und paffend geht Fritz in die Bibliothek. Leider entlockt er seinem alten Laptop absonderliche Geräusche. Jedesmal wenn Fritz speichert, dröhnt das Ding wie ein überlasteter Betonmischer. Und zwar minutenlang. Immerhin ergeben sich daraus interessante Begegnungen. Jemand sagt sogar: «Ich kauf dir einen neuen Compi.» Fritz wartet bis heute.

Nach getaner Arbeit legt sich Fritz zur Belohnung auf den Zürigrill am oberen Letten, lässt sich einmal die Limmat heruntertreiben und versucht, den treibenden Kippen auszuweichen. Dann bereitet er sein Badetuch mit der Dschungelfauna aus und bestaunt die bluten Bader. Vor allem deren Tattoos. Er versucht, gewisse Einteilungen zu machen. Einmal gibt es die Modetattowierten. Diejenigen mit den gezackten Ringen um den Oberarm. Die haben wohl vor sechs Jahren gedacht: So ein Dornenkranz würde meinen Bizeps sicher stark betonen. Und sie hatten recht. Dann die Frauen mit dem Tangafortsatz auf dem Rücken. Meist schlingen sich schwarze Äste zu einem kunstvollen Dreieck, das aussieht wie ein Pfeil, der auf den Arschspalt zeigt. Auch hier stellt Fritz fest, dass die Mode weiterzieht und das Tattoo bleibt. Gerne mag Fritz auch die intimen Körperzeichnungen, die ein wichtiges Ereignis auf dem Oberarm festhalten. Dazu gehören buddhistische Tempel, oder indische Schriftzeichen, die etwas Tiefes bedeuten. Er stellt sich vor, wie diese Leute in 40 Jahren ihre verschrumpelten Tattoos den Grosskindern zeigen und von den verkifften Thailandferien schwärmen. Am besten mag Fritz aber die richtigen Körperbemalten. Die, bei denen sich Schlangen um die Schulter und eine nackte Schönheit winden. Oder die Frau mit dem Drachen, der von den Füdlibacken bis zum Hals züngelt.


*Dieser Taifun heisst auch Fritz.*


*Ausserdem hat er ein neues Tattoo.*

Am Abend geht Fritz an die Promoparty einer Zigarettenmarke. Ein Freund hatte ein VIP-Ticket. Guter Freund. Zigis und Bier gibts gratis, Fritz raucht und schüttet wie eine Baustelle. Ansonsten langweilt er sich. Wenn er sich in ein Grüppchen drängt und erzählt, er sei iQ-Kolumnist, treffen ihn ratlose Blicke, Schultern heben sich und der Kreis schliesst sich langsam, ohne Fritz. Nach der Verlosung sucht Fritz das Weite. Die Bierflasche darf er nicht in seinen Rolls Royce nehmen. Ein Bodyguard weist ihn – schon auf der Strasse – zurück. «Dani an Oli, es kommen jetzt gleich zwei Typen mit Bierflaschen. Lass sie rein.» Funkkontakt über 10 Meter Distanz beeindruckt.

Fritz schafft es gerade auf den letzten Song der Lovebugs auf die Sechsläutenwiese. Er fragt sich, wieso alle mitschreien, bei so einem Fixerlied wie «Hey you, you're under my skin». Reinste Nadelanbetung. Am Schluss rufen die Basler Klone: «Mässi, mässi, mässi viiieelmal. Ihr seid die Geilsten.» Das stimmt Fritz glücklich, so ein Kompliment.

## DVD & Video

Annette Müller

# Suizid

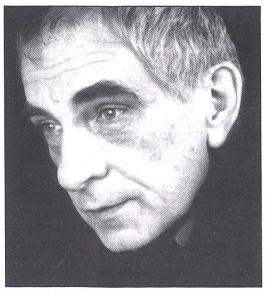
**Virgin Suicides (Sofia Coppola, 1999)**
«Virgin Suicides» von Sofia Coppola schildert die Geschichte der fünf blonden Schwestern Lisbon. Mitte der siebziger Jahre wachsen sie in einem biederen Wohlstands-Vorstadtviertel auf. Die konservative Erziehung ihrer Eltern lässt den fünf hübschen Teenagerinnen wenig Freiraum – ebenfalls zum Leidwesen der männlichen Gleichaltrigen, aus deren Aussensicht die Geschichte retrospektiv erzählt wird.

Unergründlich bleibt darum, warum sich die Jüngste der Lisbon-Schwestern, ein nachdenkliches Mädchen, plötzlich das Leben nimmt. Nach dem ersten Schock nehmen die Schwestern ihr gewohntes Leben wieder auf, wenn sie auch etwas stiller und verträumter wirken als zuvor. Eine Wende tritt ein, als die Älteste, Lux (Kirsten Dunst), sich verliebt und nach einem Schulball erst am Morgen danach nach Hause zurückkehrt. Daraufhin dürfen die Schwestern das Haus nicht mehr verlassen; sogar der Schulbesuch wird ihnen verboten. Von der Außenwelt isoliert und in ihre Zimmer verbannt, schaffen sich die Mädchen ihre eigene Welt. Aus diesem Traumreich kehren sie nie mehr zurück – eines Tages folgen alle ihrer jüngsten Schwester nach. Bei Filmende bleiben viele Fragen unbeantwortet, was «The Virgin Suicides» zu einem rätselhaften, berührenden Werk macht – nicht zuletzt auch dank des grossartigen Soundtracks von «Air».

*Gefangen im Traumreich.*

**Ein kurzer Film über die Liebe (Krzysztof Kieslowski, 1988)**
Krzysztof Kieslowskis poetisches, ästhetisch umgesetztes Werk erzählt die Geschichte eines jungen, einsamen Voyeurs. Jeden Abend wartet der 19-jährige Tomek mit Sehnsucht auf Magda, eine fast doppelt so alte Frau, die im Haus gegenüber wohnt. Mit einem Fernrohr beobachtet der kontaktarme und in sich gekehrte Postangestellte das Treiben der Nachbarin. Diese scheint ihr Leben mit Lust auszukosten und die Abwechslung mit häufig wechselnden Männerbekanntschaften zu genießen.

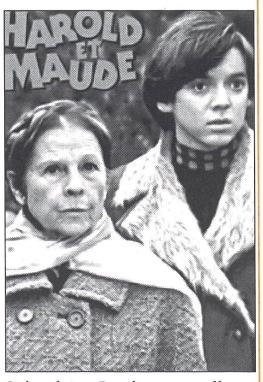
Tomek leidet aus der Distanz, wähnt er sich doch unsterblich in Magda verliebt. Mit anonymen Telefonanrufen und ausgeklügelten Tricks sucht er den Kontakt zu ihr zu finden. Als es endlich zu einer direkten Begegnung kommt, erzählt Tomek von den Observationen und seinen Gefühlen. Zunächst weist Magda ihn schroff ab, lädt ihn später aber zu sich ein, wo es zu einer nicht ganz geglückten sexuellen Begegnung kommt. Verwirrt kehrt Tomek nach Hause, wo er sich mit Rasierklingen umzubringen versucht. Als Magda die Abwesenheit ihres Verehrers bemerkt, beginnt sie, seine Aufmerksamkeit zu vermissen und sucht ihrerseits den Kontakt zu Tomek.


*Kieslowski lässt leiden.*

Da der Zuschauer als stiller Mitwisser ebenfalls die Perspektive des Beobachters einnimmt, wird er filmisch in das Geschehen verwickelt. Krzysztof Kieslowskis Erzählung wird dadurch und dank der gewinnenden Ästhetik zu einem sehenswerten Film über Einsamkeit, Liebe und Suizid.

**Harold und Maude (Hal Ashby, 1971)**
Harold lebt ein unglückliches Leben. Mit zahlreichen grotesken Selbstmordinszenierungen antwortet der Sohn aus gutem Hause auf die Egozentrik seiner selbstsüchtigen Mutter. Sie ignoriert die grausigen Aufführungen ihres Sohnes bestenfalls oder tut sie genervt als mühsame Belästigungen ab; daraus entstehehn erheiternde Filmszenen schwarzen Humors.

Harold gibt sich depressiv morbiden Gedanken über die eigene Sterblichkeit hin, ohne selbst je richtig gelebt zu haben. In seiner Freizeit besucht er Beerdigungen, als Gefährt dient ihm ein ausrangierter Leichenwagen. Um Harold auf den guten Pfad zu bringen, versucht seine Mutter, ihm durch ein Partnerinstitut eine Braut zu vermitteln – erfolglos. An einer Beerdigung lernt Harold statt dessen die exzentrische 79-Jährige Maude kennen, die in einem Wohnwagen mit allerlei Sammelsurium wohnt, und das Leben mit all seinen Facetten bejaht und geniesst. Es entsteht eine zarte Romanze zwischen dem unterschiedlichen Paar. Harold entdeckt durch Maude seine Lebensfreude, während Maude an ihrem 80. Geburtstag ihr langes, glückliches Leben freiwillig beendet.



*Sich auf einer Beerdigung getroffen.*

«Harold und Maude» ist inhaltlich «The Graduate» sehr nahe. Der Film lebt von tiefschwarzer Komik, grotesken Situationen und den sonderbaren Beziehungen aller Protagonisten. Sucht Harold in der Beziehung zu Maude eigentlich wiederum die Liebe seiner Mutter, wie sein Psychoanalytiker schockiert feststellt? Wenn auch aus dem Geiste der 70er Jahre entstanden, so ist der Kultfilm von damals auch heute noch durchaus sehenswert.

WIE SIEHT DAS STUDIUM NACH DER BOLOGNA-HOCHSCHULREFORM AUS?

# «Der ökonomische Druck nimmt klar zu»

**Die Bologna-Reform wird an den Schweizer Hochschulen Stück für Stück umgesetzt. Besonders unter den Studierenden – aber auch unter dem Lehrpersonal – ist die Ungewissheit gross, welche Konsequenzen sie mit sich bringt. Mit dem Ziel, Probleme und Absichten der anstehende Reform zu beleuchten, lud das iQ Beteiligte und Betroffene, Befürworter und Gegner der Hochschulreform zu einer Gesprächsrunde ein.**

Von Michael Koller, Lukas Mäder und Joëlle Zimmerli (Bilder)

**In der Schweiz soll der Bachelor keine berufsbezogene Ausbildung sein, sondern wissenschaftliche Grundlagen vermitteln. Weshalb soll der Bachelor-Abschluss trotzdem eingeführt werden?**

**Hildbrand:** Eines möchte ich vorwegnehmen: Der Master ist der Hauptabschluss der Universitäten. Das wurde von den verschiedensten Gremien bestätigt und ist mehr als ein Lippenbekenntnis. Der Bachelor hat eine Scharnierfunktion für Mobilität, auch zu gut profilierten Masterprogrammen. Zudem will man jenen, die heute die Uni ohne Abschluss verlassen, die Chance geben, trotzdem einen universitären Abschluss zu erlangen.

**Niedermann:** An der ETH haben wir zu Beginn des Bologna-Prozesses festgehalten, dass der Bachelor auf dem Arbeitsmarkt kaum von Bedeutung sein soll – ein klarer Widerspruch zu den Wünschen der Politik, die wollte, dass Bachelor und Master auf dem Arbeitsmarkt wichtig sein sollen.

Heute sind wir der Meinung, dass jeder Hochschulabschluss auf dem Arbeitsmarkt eine Bedeutung haben soll. Aber die Mobilität kann auch so verstanden werden, dass jemand nach dem Bachelor beispielsweise ein, zwei Jahre arbeitet und danach den Master absolviert. Der Master soll jedenfalls an der ETH klar der Hauptabschluss sein.

**Wie stehen die Chancen für den Bachelor auf dem Arbeitsmarkt?**

**Loprieno:** Ich möchte zwei Dinge hervorheben: Zum einen, dass der Erfolg oder Misserfolg eines Abschlusses auf dem Arbeitsmarkt letzten Endes unvorhersehbar ist. Zum anderen soll der Bachelor in der Erwartung derjenigen, die diese Meinung vertreten, auch dem Phänomen der sogenannten «Drop-outs» entgegenwirken. Wir haben insbesondere in den Geisteswissenschaften eine beträchtliche Zahl an Studenten, die nie zu einem Abschluss kommen. Der Bachelor wäre eine Art Massnahme, um dagegen zu kämpfen.

**Puehringer:** Dazu möchte ich aus der Sicht der Assistierenden folgendes sagen: Wenn jemand mit einem qualifizierten Bachelorabschluss auf den Arbeitsmarkt geht, ist das auch für uns natürlich angenehmer, was den Betreuungsaufwand betrifft. Alle, die Lizarbeiten zu betreuen haben, haben das Problem, dass viele Studierende nicht wissen, was sie mit ihrem Liz-Abschluss eigentlich wollen und damit besonders viel Betreuungszeit in Anspruch nehmen. Aus unserer Sicht wäre das eine Entlastung.

**Niedermann:** Diese Frage war ja einer der Hauptgründe für Bologna: Was macht man mit diesen Massen an Studierenden? Darauf ist der Bachelor wahrscheinlich gar keine schlechte Antwort. Darin sehe ich eine Chance, weniger motivierte Leute innert nützlicher Frist mit einem guten Abschluss wieder zu entlassen.

**Sie sagen also, der Bachelor ist eine Hürde für weniger motivierte Studenten?**

**Niedermann:** Nun ja, das gibt es eben. Sie studieren selber und wissen, dass nicht alle Studierenden gleich motiviert sind. Viele denken: Ja dann mache ich eben Germanistik. Und das sind die Leute, die das System verstopfen. Daneben gibt es auch ein paar hochmotivierte, sehr belesene Leute, und die kämpfen dann mit diesen Massen. Ich will das nicht abwerten, das sind auch Lebenssituationen, mit denen man vernünftig umgehen sollte, aber die sollen vielleicht ihren Bedürfnissen entsprechend mit dem Bachelor früher abschliessen können. Meiner Meinung nach ist das eine grosse Chance, die sich hier bietet.

**Grob:** Was mich an diesem zweigeteilten System mehr interessiert ist, wie ich nachher zu meinem Master komme. Heute kann ich mein Hauptstudium nahtlos an das Grundstudium knüpfen. Habe ich im Bachelor-Master-System ebenfalls die Garantie, dass ich sofort mit dem Master beginnen kann?

**Hildbrand:** Im selben Fach: Ja.

**Grob:** Eignet sich diese Stufe nicht auch, um hier wieder einen versteckten Numerus Clausus einzuschieben? Es gibt Diskussionen, dass man zusätzliche Bedingungen an den Bachelor knüpft, damit man mit dem Master beginnen kann.

**Loprieno:** Dazu gibt es eine eindeutige Empfehlung seitens der SHRK, dass es an jeder Universität ein Master-Curriculum mit direktem Übergang vom entsprechenden Bachelor geben soll. Es wird deshalb wärmstens empfohlen, dass es mindestens eine Laufbahn gibt, in der ein nahtloser Übergang vom Bachelor zum Master möglich ist.

**Hildbrand:** Dazu muss man sagen: Die Aussage der Rektorenkonferenz ist verbindlich.

**Loprieno:** Wobei: Die SHRK kann den Universitäten laut Statuten nichts vorschreiben, sie kann nur Empfehlungen machen. Es ist aber so, dass diese Empfehlungen einen Konsens darstellen, der de facto als Gesetz gilt.

**Puehringer:** Der VAUZ (Vereinigung der Assistentinnen und Assistenten der Universität Zürich) hat diesbezüglich auch eine Befürchtung geäussert, die allerdings in die entgegengesetzte Richtung führt. Wenn es denn jetzt Masterstudiengänge gäbe, die direkt besucht werden können, dann wird es sicher auch Masterstudiengänge geben, die bestimmte Voraussetzungen verlangen. Die Befürchtung seitens der Assistierenden ist ganz klar: Die «Minimalmaster» werden an die Assistierenden delegiert, und die höherwertigen Masterstudiengänge werden sich die ProfessorInnen unter den Nagel reissen.

**Was für die Studierenden bedeutet, dass es zwei Klassen von Masterstudiengängen geben wird?**

**Puehringer:** Ja. Es gäbe wiederum zwei Klassen.

**Niedermann:** Im Hinterkopf der Sorbonne-Deklaration steckte ja auch der Wunsch nach einem geeigneten Eintrittstor für hochtalentierte internationale Studenten. Die ETH und auch andere Universitäten wollen mehr internationale Studenten in ihren Masterprogrammen. Der Ausländeranteil wird zunehmen; bei den Doktoranden ist er bei uns schon sehr hoch. Dabei müssen wir aber aufpassen bei den Zugängen zu den Masterprogrammen: Wir dürfen einerseits die eigenen Studenten nicht diskriminieren und andererseits nicht alle Schleusen öffnen. Wir haben internationale Abkommen, an die wir uns halten müssen. Diese besagen, dass wir Studierende anderer Länder so behandeln müssen wie unsere eigenen.

Daher sind Ihre Befürchtungen vielleicht gar nicht so abwegig, dass bei der Zulassung zum Master die Bedingungen noch einmal gesetzt werden. Wir werden uns jedenfalls dagegen wehren, dass ein Bachelor so behandelt wird wie eine Matur, mit der Sie in der Schweiz an allen Universitäten studieren können. Wir werden aber mit einigen Universitäten, beispielsweise mit der ETH Lausanne, Abmachungen treffen, dass Inhaber eines Bachelors ohne weitere Bedingungen in ein Masterstudium derselben Fachrichtung zugelassen werden. Aber wir wollen den Kreis der Studierenden, die wir zulassen müssen, nicht erweitern.

**Grob:** Heisst das quasi: Von einer Eliteuniversität zur anderen geht, die anderen interessieren uns nicht? Nur gleiche Standards werden akzeptiert?

**Puehringer:** Ja aber um das geht es ja auch.

**Grob:** Aber hiess es nicht, dass wir das ganze wegen der Mobilität machen? Diese haben wir ja schon heute.

**Puehringer:** Ja, aber wir müssen doch die Qualität unserer Masterstudiengänge auch aufrechterhalten können.

**Loprieno:** Lassen Sie mich etwas zum Punkt Mobilität sagen. Mobilität wird oft erörtert, aber auch oft missverstanden wird. Wenn ich das etwas salopp formulieren darf: Mobilität aus der Sicht der Uni Basel bedeutet nicht, dass unsere Studenten hinausgehen, sondern dass andere Studenten zu uns kommen. Mobilität ist im Rahmen dieser Wettbewerbsfähigkeit zu sehen. Es bedeutet, eine Art Basis zu haben, die einen Austausch der Studierenden ermöglicht.

Es ist tatsächlich so, dass man über gewisse «Eliten» nachdenkt. Heute verbirgt sich hinter dem Wort Mobilität seitens der Studierenden die Erwartung, quer durch die Schweiz und Europa studieren und sich die Kurse herauspicken zu können. So einfach wird es nicht sein, da die Bedingungen an verschiedenen Universitäten auch in Zukunft variieren werden.

**Niedermann:** Die Mobilität ist, wie gesagt, eines der wichtigen Ziele von Bologna, aber wenn man nicht sehr auf-passt, kann der Schuss nach hinten losgehen. Statt einem fünf bis siebenjährigen Studium werden wir neu ein zweigeteiltes haben. Damit wird es schwieriger, eine Zeit lang ins Ausland zu gehen.

Demgegenüber steht die vertikale Mobilität, also man macht den Bachelor an der einen, den Master an der anderen Uni. Letzteres wird wahrscheinlich nicht so schnell kommen, wie wir das hoffen. Weiter müssen wir bei der Mobilität sehr aufpassen, dass über die Anrechnung von Studienleistungen nicht irgendwelche Bürokraten entscheiden, welche jede einzelne besuchte Stunde zählen. Das wäre der Tod der Mobilität.

**Grob:** Dann hätte man aber auch beim jetzigen System des Grund- und Hauptstudiums bleiben können. Ich verstehe nicht, weshalb man ein Bachelor-Mastersystem einführt, wenn die Abschlüsse an jeder Uni einen anderen Wert haben, man für jede Universität andere Bedingungen erfüllen muss. Wozu denn die ganze Übung?

**Niedermann:** Bei einer Zulassung wird jedes Dossier angeschaut, das ist ein enormer Aufwand, der auf uns zukommt. Aber das ist nach wie vor die Politik wahrscheinlich aller Universitäten. Das heisst, dass auch Leute kommen können, ohne irgendeinen Abschluss, ein Genie, solche Leute gibt's, und die dürfen nicht durch die Maschen fallen. Wenn man die Partneruni kennt und schätzt, ist die Zulassung viel einfacher.

**Loprieno:** Hier soll das System der Credit-Points Abhilfe schaffen und genau diese Erbsenzählerei soll damit verhindert werden. Ein Credit-Point bedeutet 30 Stunden Arbeit. Innerhalb des Europäischen Konsortiums wird mit der Einführung dieses Systems ein Austausch sicher einfacher, aber auch dieses Punktesystem basiert auf bilateralen Abkommen.

**Puehringer:** Wichtig ist aber eine Person, welche die Leistungen beurteilt und auch willens ist, diese zu beurteilen. Jemand, der am besten auch noch andere Studienrichtungen kennt und diese beurteilen kann.

**Das heisst, die Mobilität ist mit höherem Personalaufwand verbunden?**

**Puehringer:** Und mit dem Engagement. Und es gibt auch die Möglichkeit, Kurse woanders zu besuchen. Allerdings weiss man nicht, welches Wissen hinter den Punkten steckt, was zum Beispiel ein Bautechniker mit 30 Punkten kann.

**Grob:** Das heisst, das diese 30 Punkte von bestimmten Unis gar nichts wert sind.

**Puehringer:** Wir kennen gewisse andere Institute, wo das gar kein Problem wäre. Bei den anderen müssen wir schauen. Wenn Sie als Studentin an eine andere Uni gehen, müssen Sie sich ja auch informieren, was an jener Uni angeboten wird.

**Niedermann:** Ich glaube, Mobilität kann nur innerhalb eines Netzwerkes von Universitäten funktionieren. In unserem Netzwerk IDEA League beispielsweise sind nur vier, aber sehr ähnliche Universitäten eingebunden.

**Grob:** Dann heisst das aber, dass der Wunsch nach gleichen Standards und verbesserter Mobilität nicht realisierbar ist.

**Niedermann:** Es ist schwierig, ja, aber es war nie das Ziel der Bologna-Reform, dass überall die gleichen Standards gelten sollen. Jede Hochschule darf ihre Standards und ihr Niveau selber setzen.

**Mobilität bedingt etwa dieselben Standards der verschiedenen Unis, eine gewisse Vereinheitlichung. Führt dies nicht zu einer Planierung der Forschungs- und Lehrvielfalt?**

**Hildbrand:** Bei der Frage der Mobilität müssen zwei Dinge berücksichtigt werden: Zum einen ist zu fragen, wie stark die Mobilität denn heute ist? Da muss man einfach sagen, sie ist beinahe nicht existent. Folglich können wir an der Mobilität kaum etwas verschlechtern. Zu den Standards: Es werden nicht Standards, die Inhaltliche betreffen, eingeführt, sondern Standards zur Beschrei-

bung von Lernzielen, damit der Austausch und der Vergleich von Studienmodulen erleichtert wird.

**Loprieno:** Wir müssen auch aufpassen, nicht zwischen zwei Extremen zu operieren. Einerseits die Mobilität werde nie funktionieren, andererseits führe die Harmonisierung zu einer totalen Vereinheitlichung der Studieninhalte zwischen Lissabon und Riga – das ist schon ziemlich unwahrscheinlich. Die Idee der ECTS-Punkte ist die, eine Art gemeinsame Währung zu haben. Der Credit-Point ist ein bisschen wie der Euro. Für den Euro können Sie sich aber auch nicht überall gleich viel kaufen. Die Erfahrung in Ländern mit Credit-Points wie den USA ist nicht die, dass diese Punkte in Harvard oder an der Montana State University gleich viel wert wären, nur sie nennen das beide so.

**Eine grosse Frage bei den Reformen sind die Finanzen: Kommen beispielsweise an der Universität Basel die Institute, die bereits die neuen Studiengänge anbieten mit den selben Mitteln aus?**

**Loprieno:** Bei der Finanzfrage muss man verschiedene Ebenen berücksichtigen, die es nicht so einfach machen, auf Ihre Frage eine direkte Antwort zu geben. Es gibt einerseits einmalige Kosten, die mit der Implementierung der Reform verbunden sind. Diese wurden bisher immer von der Universitätsleitung garantiert. Andererseits gibt es Kosten für das Funktionieren des Systems, wenn es einmal implementiert ist, das heisst Verwaltungskosten. Da gibt es Anträge seitens der Fakultäten für mehr finanzielle Mittel und man ist im Prozess, sich da zu einigen.

Der grosse Posten in dieser Frage sind allerdings die Kosten für die Lehrpläne: Wie viel muss man investieren im Sinne einer Erweiterung des Mittelbaus, der Professuren, um die Betreuungsverhältnisse zu verbessern. Da gehen die Auffassung zwischen den Fakultäten und der Unileitung auseinander. Der Standpunkt der Unileitung ist: Ihr habt das bisherige Geld zur Verfügung, und jetzt macht etwas damit. Die Fakultäten sagen: Nein, wir setzen das Modell erst um, wenn die Finanzierung gesichert ist.

Zu Ungunsten der Fakultäten muss ich sagen, dass bei der Umsetzung eine gewisse Priorisierung stattfinden muss. Wollen wir einen Lehrgang für nur zwei Studenten pro Jahr aufrechterhalten?

**Puehringer:** Bologna bedingt eine Neustrukturierung der Lehre, und ohne zusätzliche Mittel wird das nicht gehen – gerade in jenen Fächern, wo der Betreuungsaufwand jetzt schon enorm ist, wie beispielsweise in der Publizistikwissenschaft. Natürlich ist sind Neuerungen schön und möglich, die Assistierenden würden sich gerne dafür engagieren, aber momentan wüsste ich selbst nicht wann und wie.

**Heisst das, es wird keine Neustrukturierung der Lehre geben?**

**Puehringer:** So wie es sich die Dinge heute präsentieren heisst es: Mehr haben wir nicht, aber probiert doch euer Möglichstes. Das heisst, es wird sich nichts ändern.

**Bologna verlangt die Überprüfung jeder angerechneten Studienleistung. Ist das mit den aktuellen Kapazitäten machbar?**

**Puehringer:** Ich denke, das ist machbar. Aber es geht ja nicht nur um weitere Prüfungen, sondern auch explizit um eine Neustrukturierung der Lehre.

**Was passiert mit den Fächern, die aufgrund ihrer Kapazitäten nicht fähig sind, ein sich regelmässig wiederholendes Lehrangebot zu liefern?**

**Loprieno:** Es handelt sich dabei in erster Linie um Fächer in den Geisteswissenschaften. Das Problem ist, dass in unserer Tradition jeder Lehrstuhl für einen Lehrplan zuständig ist, eine Kultur, die mit dem angelsächsischen System unvereinbar ist. Das amerikanische System hat darauf eine Antwort gefunden. Dort sind kleinere Fächer in grössere Lehrpläne eingebunden, wobei die Lehrstuhlinhaber weiter ihre Forschungstätigkeit betreiben können.

**Das heisst, Sie als Ägyptologe machen sich keine Sorgen um die kleineren Fächer?**

**Loprieno:** Nicht so sehr.

**Aber doch: Neustrukturierung ohne zusätzliche Finanzen wird also ein frommer Wunsch bleiben?**

**Hildbrand:** Für mich folgt daraus eben: Bereits das heutige System braucht mehr Geld, mit oder ohne Bologna-Einführung.

**Niedermann:** Aber Bologna kommt gelegen. Bildung ist wieder ein Thema auf politischer Ebene. Das ist eine riesige Chance, auch wenn wir weit weg vom Ideal sind.

**Wie sieht es an der ETH mit den laufenden Kosten im reformierten System aus?**

**Niedermann:** Wir sind davon ausgegangen, dass es ohne grosse Mehrkosten geht, aber Bologna kostet mehr, vor allem in der Verwaltung. Das System wird individueller, modulartiger und somit schwieriger zu verwalten.

**Eine andere umstrittene Frage ist die der Chancengleichheit: Die Befürchtungen sind gross, als Teilzeitstudierender – immerhin 70 bis 80 Prozent an der Universität Zürich neben dem Studium nicht genügend Zeit für die Erwerbstätigkeit zu haben. Ist Chancengleichheit ein Fremdwort im Bologna-Prozess?**

**Loprieno:** Die ehrliche Antwort auf Ihre Frage, ob Chancengleichheit ein Fremdwort im Bologna-Prozess ist, müsste ja sein. Aber für diese Antwort braucht man sich auch nicht unbedingt zu entschuldigen, da es Reformen an sich haben, weitere Vorhaben umzusetzen, die mit der eigentlichen Reform nichts zu tun haben. In der Bologna-Deklaration steht nichts, das sich automatisch positiv oder negativ auf die Chancengleichheit auswirken sollte. Natürlich ist Chancengleichheit ein legitimes und wichtiges Ziel unserer akademischen Landschaft, aber wir erwarten zuviel, wenn wir das an Bologna koppeln.

**Hildbrand:** Um zu präzisieren: Chancengleichheit war am Anfang des Bologna Prozesses kein Thema. Es ist aber in Prag von den Ministern deutlich aufgenommen und gesagt worden, dass auch die soziale Situation der Studierenden ein Thema sein muss. In der Schweiz hat das beispielsweise zur Bildung einer Arbeitsgruppe geführt, die sich auf nationaler Ebene der Stipendienfrage annimmt. Das war vor drei Jahren undenkbar.

Zudem gibt es zum Stipendienwesen eine Entscheidung der Eidgenössischen Erziehungsdirektorenkonferenz, die sagt: für die Stipendienberechtigung orientieren wir uns am Master. Studierende haben also auch nach dem Bachelor grundsätzlich einen Anspruch auf Stipendien.

**Haben den die zukünftigen Kreditpunkte ein Verfallsdatum?**

**Hildbrand:** Es gibt kein Verfalldatum, nur eine beschränkte Anrechenbarkeit innerhalb eines bestimmten Studienabschlussziels. An der philosophischen Fakultät der Uni Zürich sind 12 Jahre vorgesehen. Diese Beschränkung hat ihren Grund darin, dass sich das Wissen beständig entwickelt.

**Frauen weisen andere akademische Karriereverläufe als Männer auf. Es ist bekannt, dass mit jedem weiteren Abschluss mehr Frauen aufhören als Männer. Mit dem Bachelor kommt ein weiterer Abschluss dazu.**

**Puehringer:** Wir haben uns in der Gleichstellungskommission darüber unterhalten. Grundsätzlich muss es nicht so sein, dass beim Bachelor mehr Frauen aufhören. Die beispielsweise nur noch acht Prozent Frauen auf Professorenebene haben nicht direkt damit zu tun, ob ein Bachelor eingeführt wird oder nicht, sondern mit Voraussetzungen, die auf anderen Ebenen für eine akademische Laufbahn fehlen, erst geschaffen werden müssen.

**Niedermann:** Der Bachelor könnte zum Beispiel auch ein Scharnier sein in Richtung Familienarbeit, so dass man sich zwei Jahre abmeldet und dann für den Master wieder kommt. Es ist aber wichtig, dass man reglementarisch zwischen dem Bachelor und dem Master genug Zeit offen lässt, sonst können Frauen mit einer längeren Auszeit gar nicht mehr einsteigen.

**Hildbrand:** Chancengleichheit hat zwei Dimensionen; was man reglementarisch absichern kann, werden wir zu regeln versuchen. Deshalb enthalten die Richtlinien eine Passage, die Beratungsangebote für WiedereinsteigerInnen vorsieht. Wie diese Beratungsgespräche in der Praxis aber verlaufen werden, können wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht abschliessend sagen.

**Es herrscht heute ein Trend vor, sämtliche Lebensbereiche unmittelbar wirtschaftlich verwertbar zu machen, so auch die Bildung. Bologna scheint diesem Geiste entsprungen zu sein.**

**Loprieno:** Die Sorbonne-/Bologna-Reform ist in der Politik entstanden, nicht innerhalb der akademischen Kultur. Da sie von der Politik kommt, müssen wir sie als Zeichen des Zeitgeistes sehen. Insofern scheint mir diese Reform auch etwas Unausweichliches zu haben. Es geht letzten Endes um eine Form der Quantifizierung, also darum, wie die Öffentlichkeit im allgemeinen das, was hier in den Räumen der Universität passiert, als quantifizierbar wahrnimmt. Das sehe ich sozusagen als Motor dieser Reform.

Da spielt eine historische Komponente mit hinein: Früher war der wissenschaftliche Betrieb sehr stark von der Öffentlichkeit getrennt gewesen, ein Elfenbeinturm. Wir sehen in der Geschichte unseres Universitätsmodells verschiedene Schritte der Annäherung erlebt. Alle haben sich ein kleines Stück von ihrem humboldtschen Modell entfernt, so wie diese Reform. Ich würde dies nun aber nicht auf «Bildung versus Ausbildung» reduzieren. Interessanterweise sind die angelsächsischen Systeme eher Bildungs- als Ausbildungssysteme sind. Die humboldtschen Systeme sind eher ausbildungsorientiert. Die jetzige Reform hat meiner Meinung nach mit einem Bedürfnis der Öffentlichkeit nach Überprüfbarkeit und Quantifizierbarkeit der Lehre und Forschung zu tun.

**Niedermann:** Der Druck von der politischen und ökonomischen Seite ist sehr stark, das spürt man. Die akademische Welt ist sozusagen ein dritter Kreis neben Wirtschaft und Politik, es ist eben Kultur. Und die soll nach anderen Gesetzmässigkeiten funktionieren können, sie muss es auch. Aber diese Systeme sind voneinander natürlich nicht abgeschlossen. In den 90er Jahren hatte man den Eindruck, die Ökonomie habe über die Politik die Oberhand gewonnen, im Moment, wos wirtschaftlich wieder schlecht läuft, sieht das vielleicht wieder etwas anders aus. Aber trotzdem: Der Druck ist da und die Argumentation der Politiker ist sehr wirtschaftlich geworden.

**Puehringer:** Ich denke von politischer Seite war bestimmt intendiert, mit dem Bachelor die Studenten schnell auf den Arbeitsmarkt zu bringen. Jetzt denken wir an der Uni aber anders, nämlich dass der Master der Standardabschluss ist. Es steht ja nirgends in der Bologna-Deklaration, dass Bildung schneller und kostengünstiger werden soll, im Gegenteil, man will eine qualitativ hochwertigere Bildung.

**Niedermann:** Ich hoffe, dass die Kommunikation der Universitäten nach aussen in Zukunft nicht darin besteht, jedes Jahr Zahlen herausgeben, wie viel ein Medizinstudium, eine Lehrveranstaltung, eine Laboreinrichtung usw. kostet. Die Universitäten sollen auch und vor allem erklären, was ihre Rolle ist in der Gesellschaft ist, weshalb es wichtig ist, dass die Studierenden eine Zeit in ihrem Leben zur Verfügung haben, wo sie auf einem frei gewählten Fachgebiet in ihre Bildung investieren und noch nicht unter ökonomischem Druck stehen.

Die Universitäten sollen erklären, weshalb es wichtig ist, dass die Studierenden dabei von den besten Forschern und Lehrern betreut sein sollen. Aber der Erklärungsbedarf hat zugenommen, und wenn wir uns nur auf diese Zahlen- und Kostendiskussion einlassen, haben wir die Diskussion bereits verloren.

## Wer ist wer – die TeilnehmerInnen

**Hanne Grob**
Studiert Biologie an der Uni Zürich; wurde im Rahmen der StuRa-Erweiterung in den Studierenden Rat der Uni Zürich (StuRa) gewählt und mit dem Ressort Bologna betraut.

**Thomas Hildbrand**
Geschäftsführer im Prorektorat Lehre der Uni Zürich, welches mit der Koordination der Erneuerung der Lehre im Rahmen der Bologna-Deklaration beauftragt ist. Weiter ist diese Stelle zuständigfür die Beobachtung der gesamtschweizerischen Entwicklungen in diesem Bereich.

**Antonio Loprieno**
Ägyptologe an der Uni Basel, Präsident der Bologna-Kommission, ein Gremium, das die Curricular-Arbeit (Lehrplanarbeit) koordiniert. Hat die Funktion einer Vermittlungsinstanz zwischen den Fakultäten und dem Rektorat.

**Christoph Niedermann**
ist im Stab des Rektors der ETH Zürich, darin verantwortlich für die Bologna-Reform. Der Rektor der ETH ist Projektleiter innerhalb der Schweizerischen Hochschulrektorenkonferenz (SHRK) zur Bologna-Reform, womit Niedermann einen Blick hinter die Kulissen bekommt, was sich bezüglich Bologna auf nationaler Ebene abspielt.

**Karin Puehringer**
Doktoriert am Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung, ist Ko-Präsidentin der Vereinigung der Assistentinnen und Assistenten an der Universität Zürich (VAUZ) und Fachperson für Fragen zu Bologna innerhalb des VAUZ.

Fotos (v.l.n.r.): Hanne Grob, Christoph Niedermann, Karin Puehringer, Thomas Hildbrand, Antonio Loprieno.

LEUTE ANQUATSCHEN

# Machst du auch gerade Pause?

**Ist es schwierig, an der Uni jemanden anzusprechen? Oder geht das nur im Ausgang, mit ein paar Vodka-Red-Bulls in den Adern? Und wie reagiert frau, wenn sie zum zehnten Mal pro Abend gefragt wird, ob sie einen Drink möchte?**

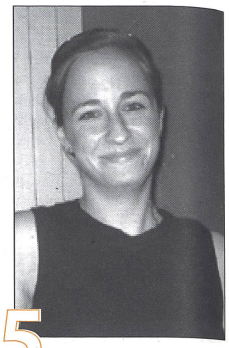
Nachgefragt und abgelichtet von Andi Gredig und Beat Metzler

1

2

3

4



5

**1 Albert-Edouard Fahrni, Wirschaftsstudent, 10. Semester:**

Ich studiere seit zwei Jahren in Zürich, vorher in Lausanne. An der Uni sprech ich nie Frauen an. Sie wirken snobby und schauen dich komisch an. Angesprochen wird man in Wirtschaftsvorlesungen nicht. Daher kenn ich in Zürich vor allem Nicht-Studenten. In Lausanne geht's mir gerade umgekehrt. Dort sind die Studentinnen mehr grün.

**2 Anna Bott und Chantal Brander, Publizistikstudentinnen, 8. Semester:**

Chantal: Ich hab seit langem einen Freund. Ich weiss gar nicht mehr wie es ist, einen anzumachen. Angesprochen werde ich häufig, aber eher in Klubs als an der Uni. Meine Reaktion auf eine Anmache hängt davon ab, wie der Typ ausschaut, und welches Niveau der Spruch hat. Meistens bleib ich freundlich.

Anna: In der Schweiz ist die Anmacherei sowieso sehr zurückhaltend. Die Typen schauen dich vor allem mit schüchternen Blicken an. In Italien zum Beispiel sieht das anders aus. Dort wurde uns immer nachgepfiffen, mühsam. Ich glaube, die Uni wird als Verkupplungsort überschätzt. Von der vielgerühmten «Bagger»-Stimmung in der ZB hab ich auf jeden Fall nie etwas bemerkt.

Chantal: Zum Glück. Ich will doch keinen Freund, der das gleiche studiert wie ich.

**3 Fabienne Kindschi, KV-Stiftin**

Wie es an der Uni läuft, weiss ich nicht. Ich bin nur hier, weil ich auf meinen Englischnachhilfelehrer warte. Im Ausgang passiert es mir öfters, dass einer auf mich zukommt. Wenn der Typ nicht zu «priv» auftritt, gehe ich auf ihn ein. Selbst ergreife ich selten die Initiative.

**4 Matthias Müller, Politologiestudent, 6. Semester:**

Ich getraue mich selten, eine anzusprechen. Wenn es mir eine Frau aber richtig angetan hat, dann mach ichs. Natürlich muss man auf die richtige Situation warten. Einen Traumspruch, der jedes Mal zieht, kenn ich nicht. Im Ausgang kommt manchmal eine auf mich zu. Besonders im UG. Ich reagiere offen und freundlich. Auch wenn die Frau nicht mein Fall ist. Ich empfinde es trotzdem als Bestätigung. An der Uni sprechen sich Leute paradoxerweise selten an. Da sind alle nüchtern, und es kann gut sein, dass man sich auf dem falschen Fuss erwischt.

**5 Steffi Plersch, Jusstudentin 4. Semester:**

Ich bin eher zurückhaltend und erwarte von den Männern, dass sie mich ansprechen und nicht umgekehrt. An der Uni werde ich allerdings selten angequatscht. Wenn ich keinen Freund hätte, wäre ich offener zu den Typen, dies versuchen. Einen richtig guten Spruch hab ich noch nie gehört. Die meisten wirken plump und simpel. Im Stil von: «Bist du auch so besoffen wie ich?»

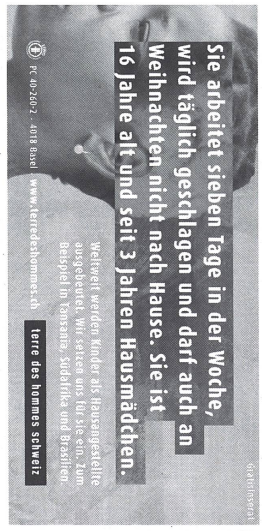

Werbung

Günstiger kopieren mit der
ADAG COPY Card
Selbstbedienung

| Wert | Rabatt | Kosten je Kopie s/w | Kosten je Kopie farbig |
|---|---|---|---|
| 100.– | 10.– | 9,0 Rp. | 90 Rp. |
| 200.– | 30.– | 8,5 Rp. | 85 Rp. |
| 500.– | 100.– | 8,0 Rp. | 80 Rp. |
| Kartendepot Fr. 5.– | | Preise für A3 = x 1.5 | |

ADAG COPY AG
Mehr als kopieren
Universitätsstrasse 25 • 8006 Zürich • Tel. 261 35 54

KLIO Buchhandlung und Antiquariat von der Crone, Heiniger Linow & Co.
Studienliteratur und Titel zu den Uni-Veranstaltungen
Eigene Neuheiten- und Fachkataloge
Zudem An- und Verkauf antiquarischer Bücher
Geschichte, Philosophie, Soziologie, Politologie, Ethnologie, Dritte Welt, Germanistik, Belletristik
KLIO Buchhandlung Zähringerstrasse 45 Postfach 699 CH-8025 Zürich 1
KLIO Antiquariat Zähringerstrasse 41/45 Postfach 699 CH-8025 Zürich 1
Tel. 01 251 42 12 Fax 01 251 86 12 klio-zuerich adm.kriniio.ch




Psychologische Beratungsstelle
für Studierende der Universität und ETH
Studienschwierigkeiten / Persönliche Probleme
Die Beratungen sind kostenlos und unterstehen der Schweigepflicht.
Beratungen auch während den Semesterferien.
Anmeldung: Wilfriedstr. 6, 8032 Zürich, 01 634 22 80

Dissertationen
Broschüren oder Infos
drucken wir direkt ab Ihren Dos-/Mac-Dateien, aber auch ab Ihren Vorlagen, mit Bildern/Tabellen/Zeichnungen, schwarzweiss oder farbig, Formate A5+A4, inkl. ausrüsten
Farbig und s/w kopieren
ab Ihren Vorlagen, Dateien oder Dias, bis Format A3, plotten ab Dateien bis Format A0. Falzen, binden, heften, leimen – abgabefertig von A bis Z.
ADAG COPY AG
Mehr als kopieren und ... gleich «nebenan».
Universitätstrasse 25 • 8006 Zürich • Telefon 261 35 54
e-mail: adagcopy@wings.ch • www.adagcopy.ch

Bücher Brockenhaus
BÜCHER BROCKY
www.buecher-brocky.ch
100'000 Bücher und Schallplatten für 1 - 4 Franken
Ein Erlebnis in Zürich, Luzern und Basel
Bücher-Brocky Zürich
Mo 10:30 - 18:30
Di 10:30 - 18:30
Mi 10:30 - 18:30
Do 10:30 - 20:00
Fr 10:30 - 18:30
Sa 09:00 - 16:00
Bederstrasse 4
(hinter Bhf. ZH-Enge, Hofeing. Gutenbergstr.)

CAFELEBEN

# Café Gloria: Aquarium mit Bullaugen

**Wo sich der Gast noch zuhause fühlen kann: Das Café Gloria an der Josefstrasse ist mit geschmackvollem Intérieur, freundlicher Bedienung und echtem Wohlfühl-Ambiente eine erfreuliche Ausnahme unter den Zürcher In-Lokalen.** Von Annette Müller

Ein Barbesuch macht nicht immer Spass. Wenn alles überteuert, die Wartezeit lang und die Bedienung dazu noch ausgesprochen unfreundlich ist, dann weiss man, dass man in Zürich ist. In manchen Lokalen, besonders jenen mit hoher Szene-Reputation, muss man irgendwie froh sein, überhaupt etwas bestellen zu dürfen. Und hat es einen Sitzplatz frei, ist das Glück scheinbar perfekt.

### Die lobenswerte Ausnahme

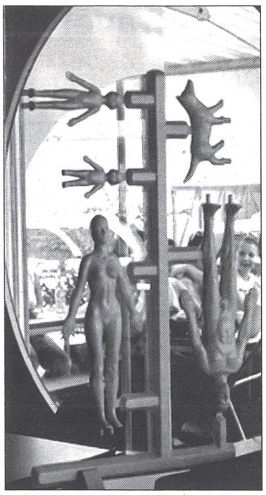
Das Café Gloria ist eine lobenswerte Ausnahme. Nicht betreffend Szene-Reputation, denn die Mode-, Konsum- und Ausgehfreudigen verweilen alle gerne im Lokal mit der stylischen Innenausstattung. Das Erscheinen im Gloria ist jedoch trotz In-Faktor keine Frage des Sehens und Gesehenwerdens. Und gelegentliche Veranstaltungen im Gloria (Lesungen, Kleinkonzerte etc.) sind keine Anlaufstelle für die nach Promis suchenden Partypicture-Fotografen. Das Café Gloria ist zwar kein wienerisches Grossmutter-Café, wie es der Name vermuten liesse, doch gemütlich und beschaulich ist es dennoch.

*Gemütlich und beschaulich, einzig iQ-Fotografen belästigen die Besucher.* *(Bilder: Annette Müller)*

Im Sommer sitzen die Gäste meist draussen an den Holztischen gegen die Josefstrasse hin. Ein nettes, kleines Strassencafé. Mit seiner Lage unweit der Langstrasse und in der Nähe des Hauptbahnhofs profitiert das Gloria von einer günstigen Schnittstellenposition zwischen Agglo-Publikum und Kreis 5- Ausgängern. Besonders an den Wochenenden ist das Gloria meistens voll besetzt. Sei es nun zum After-Work-Bier, Samstag-Morgen-Brunch oder Chill-Out am Sonntagabend, das Gloria erfreut sich einer breiten Stammkundschaft. Denn das Ambiente ist im Gegensatz zu anderen Bars ausgesprochen freundlich und gesellig, und die Preise sind im Grossen und Ganzen angemessen. Die Esshappen der Menükarte beispielsweise sind mit Liebe zubereitet, ausgesprochen lecker und vermögen einen mittleren Hunger preiswert zu stillen.

### Gummi-Hai beisst Puppe

Charakteristisch fürs Gloria – das eigentlich eine Bar ist – sind die grossen kreisrunden Bullaugen-Fenster im 70er-Jahre-Stil, die das Lokal von aussen schon weit erkennbar machen. Der Innenraum gleicht einem grossem Aquarium mit einem bunten Kunstsammelsurium von Nippes-Gegenständen, die überall irgendwie rumstehen. An der Bar beisst ein Gummi-Hai in eine kleine Puppe, dort steht eine sonderbare Plastik mit Menschenfiguren in einem Stanz-Rechen, wie man sie aus Baukasten-Zusatzteilen kennt. Das Gloria mit wechselnden Bildern und Kunstwerken an der Wand fungiert darüber hinaus als Kunstraum und unauffällige Galerie.



*Spielen leider verboten.*

Der Raum ist gegliedert in einige Abteile. Kleine Tische gewährleisten Privatheit, die gemütlichen Sofanischen gar Intimität. Viele besuchen das Lokal, um etwas zu besprechen, manche, um zu arbeiten. Nicht selten sieht man Leute mit Büchern, ausgebreiteten Unterlagen oder Laptops bei der Arbeit. Die Bedienung nimmt dies gelassen. In anderen Lokalen wäre dies leider zu oft undenkbar.

*Josefstr. 59, 8005 Zürich*
*Tel. 01 272 35 70, Mo bis Fr, 8.00 bis 01.00 Sa: 9.00 bis 01.00 Uhr, So: 9.00 bis 18.00 Uhr, Brunch bis 17.00 Uhr.*

POLITSENF

# Der Bundesrat hat schon recht

**Neun Vorlagen, verhaltene Diskussionen und eine überdurchschnittliche Stimmbeteiligung. Am 18. Mai lief die direkte Demokratie zur Hochform auf. Nur die Studierenden hüllten sich in vornehmes Schweigen.** von Ana-Laura Spehar

Von Politikverdrossenheit war am letzten Abstimmungstermin, dem 18. Mai 2003 scheinbar nur wenig zu spüren. Die allgemeinen Befürchtungen haben sich nicht bewahrheitet: Fast jeder zweite Schweizer nahm seine Pflichten als StaatsbürgerIn wahr und ging eifrig stimmen. Mit 48,3 Prozent lag die Stimmbeteiligung überdurchschnittlich hoch, wenn man bedenkt, dass keine der Vorlagen explizit ein aussen- oder asylpolitisches Thema zum Inhalt hatte. Während der Uno-Beitritt oder die Asylinitiative so manchen Eidgenossen zu impulsiven und emotional geladenen Aussagen verleiteten, präsentierte sich die politische Diskussion um die neun innenpolitischen Abstimmungsvorlagen doch etwas verhaltener. Paradoxerweise schlug sich diesmal die unpolitische Stimmung nicht in einer niedrigen Stimmbeteiligung nieder. Vorbei die Zeiten der Stimmabstinenzler. Es lebe die direkte Demokratie!

### 96 Seiten Spass

Zu klären wäre einzig die Frage, ob die hohe Stimmbeteiligung vom 18. Mai tatsächlich auf politisches Interesse zurückzuführen, oder nicht vielmehr Ausdruck einer kollektiven Massendynamik war, welche aus Bequemlichkeit einerseits und Unfähigkeit zur selbstständigen Meinungsbildung andererseits hohe Wellen schlug. Mir bleibt nach wie vor unerklärlich, dass sich niemand von einem Abstimmungsmenu dieses Formats inklusive einer 96-seitigen Abstimmungsbroschüre irritieren oder gar entmutigen liess – zumindest nicht in der Öffentlichkeit.

Während ich mit Überraschung und Freude in der NZZ vom Sonntag (18. Mai 2003) lese, wie sich eine Coiffeuse und ein Briefträger in Bern engagiert um die eigene Meinung bemühen, stimmt mich das politische Engagement meiner StudienkollegInnen nachdenklich. An der Lust zum Nachdenken sollte es den «freizeitliebenden» und «arbeitsscheuen» Studierende nicht mangeln, könnte man meinen. Von überholten Klischees einmal abgesehen, darf man von den Studierenden aus gutem Grund ein gewisses Bemühen um eine eigene Meinung annehmen. Allerdings erinnere ich mich, dass im Vorfeld des Abstimmungstages klare Positionsbezüge von Studierenden eher die Ausnahme als die Regel waren – von den studentischen Zeitungen einmal abgesehen. Davon zeugen neuerdings auch Desinteresse und Gleichgültigkeit vieler Studierender gegenüber der Bologna-Reform. So belesen und gebildet sie auch sind, so wenig scheinen sie sich für die konkrete politische Wirklichkeit in ihrem unmittelbaren Umfeld zu interessieren.

*Die Arena leb, das Stimmvolk bebt.* *(Bild: and)*

### Ein schlechtes Geschäft

Natürlich gibt es für das politische Desinteresse der Studierenden viele Gründe. Die Doppelbelastung vieler Studierenden – immerhin haben 70% aller Phil-I-Studierenden einen Nebenjob – ist sicherlich ein wichtiger Faktor. Einen weiteren Grund sehe ich in der Geringschätzung staatsbürgerlicher Pflichten, die man im Vergleich zu denjenigen an der Uni oder am Arbeitsplatz eher als zweit- bzw. drittrangig einstuft. Und nicht zuletzt dürfte das politische Interesse auch daran erlahmen, dass die Folgen des politischen Engagements nicht rasch genug als «return on investment» wahrgenommen werden können.

Trotzdem frage ich mich, wie die hohe Stimmbeteiligung vom 18. Mai mit dem scheinbaren politischen Desinteresse vereinbar ist? Wie viele der Studierenden waren der Meinung des Bundesrats aus Bequemlichkeit gefolgt, wie viele aus eigener Überzeugung? Dies zu ermitteln ist statistisch gesehen ein Ding der Unmöglichkeit. Was mir bleibt, ist die Bewertung meiner individuellen Eindrücke und Beobachtungen. Die Anzahl der Stimmabstinenzler dürfte sicherlich auch unter den Studierenden gesunken sein. Hingegen wird die freie Meinungsbildung, eine Grundvoraussetzung für politisches Interesse, entweder nicht kommuniziert oder schlichtweg nicht praktiziert. Sollte Ersteres zutreffen, scheinen die Studierenden – aus welchen Gründen auch immer – die eigene Meinung lieber für sich behalten zu wollen. Ist Letzteres der Fall, so impliziert die offenbar höhere Stimmbeteiligung der Studierenden nicht politisches Interesse, sondern eine neue Variante des politischen Engagements. Dieses beruht auf dem Nachvollzug bereits vorgefasster Meinungen wie derjenigen unserer Bundesräte (natürlich erfolgt der Nachvollzug auf autonome Art und Weise – eine Errungenschaft der direkten Demokratie). Der politische Meinungsaustausch muss allerdings öffentlich stattfinden, und die Uni wäre dafür ein aussergewöhnlich geeigneter Ort.

Leider versagt die Universität aber in ihrer traditionellen Rolle als Vermittlerin des freien Meinungsaustausches und beschränkt sich zunehmends auf ihr «Kerngeschäft», die Auseinandersetzung mit abstrakten Theorien. Mit direkter Demokratie hat dies reichlich wenig zu tun, genauso wenig wie hohe Stimmbeteiligung mit politischem Interesse. Reformen sind in dieser Hinsicht unabdingbar. Fragt sich nur in welcher Form, und ob die Bologna-Reform diesen Aspekt mitberücksichtigt.


## Impressum

iQ-Quartalsinfo für die StudentInnen von Uni und ETH. Erscheint vierteljährlich, 10. Jahrgang, Auflage 35'000.

**HerausgeberInnen:** medien verein ZS (MVZS), Verband Schweizerischer StudentInnenschaft (VSS), Kommission für Entwicklungsfragen (KfE-Uni), Verein Assistierender an der Universität Zürich (VAUZ), KOSTA/Polyballkommission, Pantheon, Amazora, zart&heftig, Hellenischer Studentenverein, Fachvereine Architektura, Biologie (BI-UZ), Ethnologie, Geografie (Geoteam), GIFT, Geschichte, Jus, Kunstgeschichte, Mathematik, Medizin, Ökonomie, Psychologie, Sonderpädagogik, Soziologie und Theologie.

**Redaktion:** iQ, Rämistrasse 62, 8001 Zürich; Telefon: 01/261 05 70; Fax: 01/261 05 56.
E-Mail: redaktion@mvzs.unizh.ch
Andi Gredig (and) und Beat Metzler (bat)

**Verlag:** Medienverein ZS, Zürich.
**Mitarbeit Text:** Patrick Amstutz, Ajuni Burk, Adam de Amstel, Martina Frei, Anton Imper, Michael Koller, Lukas Mäder, Annette Müller, Ana-Laura Spehar
**Mitarbeit Bild:** Joëlle Zimmerli, Annette Müller
**Layout:** Redaktion iQ.
**Druck:** ROPRESS, Zürich.
**Inserate:** iQ, Rämistrasse 62, 8001 Zürich; Telefon: 01/940 91 44; Fax: 01/940 91 45
Michael Köhler
Mo - Fr: 9 - 17 Uhr
InserentInnen schicken wir gerne unsere Media-Dokumentation.
**Titelschutz:** UNIKUM-POLYKUM
**iQ** wird allen Studierenden von Uni und ETH Zürich zugeschickt. Sowohl Verlag als auch Redaktion sind studentisch. Nachdruck von Texten oder Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion gestattet. Ungefragt eingesandte Beiträge sind erwünscht. Ebenso LeserInnenbriefe, Tips und Hinweise aus der Bevölkerung.

## Travel the yellow way

# Out in den Outbacks.

Immer Geld. Online. Weltweit in 10 Minuten. Denn wer reist, sollte immer gute Freunde haben wie z.B. Western Union und PostFinance. Einfach. Schnell. Sicher. In über 190 Ländern. Mit 140 000 Agenten. Alles was Du brauchst ist ein Gelbes Konto und yellownet.

Informiere Dich unter **www.postfinance.ch/wu** oder bei unserer **Info-Hotline 0800 811 099, Mo – Fr 7.30 – 18.45h, Sa 8.00 – 12.15h.**

WESTERN UNION | BARGELD-TRANSFER
*Der schnellste Weg, weltweit Geld zu schicken.*

**www.postfinance.ch**

**PostFinance**
DIE POST

# 2. Bund

**ROTLICHT: Langstrasse**
Eine Studentin wagt – begleitet von der Redaktion – einen Abstecher ins Milieu.
→Seite 10

**INTERVIEW: Ein Freier erzählt**
Sind 100 Franken für 15 Minuten «Dienstleistung-Sex» ein fairer Preis?
→Seite 10

**ALLTAG: Erasmus in Zürich**
Erasmus-Parties geniessen einen legendären Ruf. Ein Augenschein im Stuz.
→Seite 11

**WEG: Amsterdammed**
Ein Ex-Erasmus-Student rät dringend davor ab, ins Ausland zu fahren.
→Seite 11

GRENZERFAHRUNG MIT EINER HOCHGLANZZEITSCHRIFTENFRAU

# Champagnerzärtlichkeiten

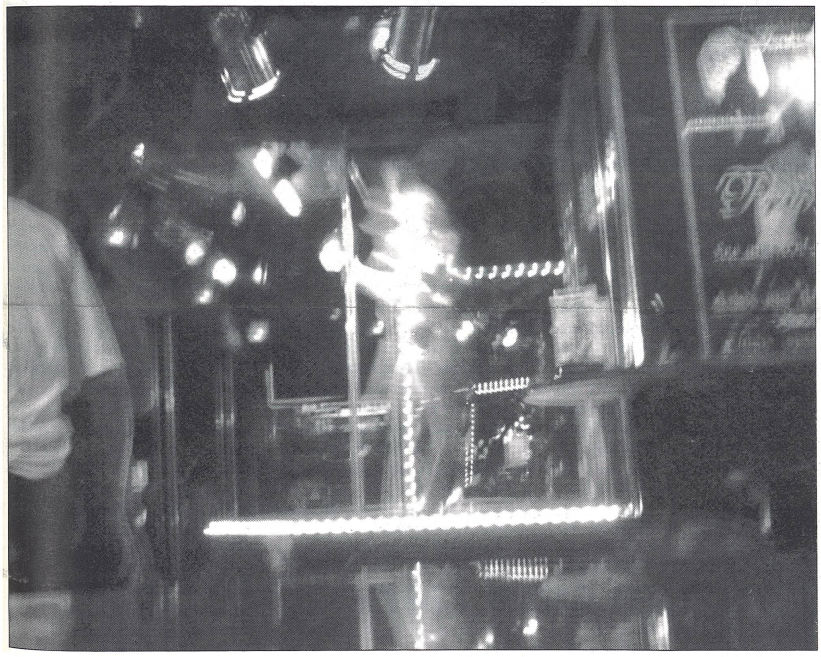
**Dass es Studentinnen gibt, die sich prostituieren, hat uns die «Weltwoche» vor einigen Monaten gezeigt. Das iQ zeigt die andere Seite: Studenten die zu Prostituierten gehen. In diesem Artikel berichtet der Verfasser von einem Abend in der Tabuzone. Er erzählt, wie er spätabends in einem «Cabaret» landet, worüber er sich mit einer «Tänzerin» unterhält und wie es schliesslich zum Sex kommt. Ein überraschender Erfahrungsbericht.** Von Anton Imper

Es ist 1:07 Uhr, als ich das Restaurant und mit ihm ein ziemlich enttäuschendes Seminaressen verlasse. Mein Charme reichte mal wieder nicht über das Bierglas hinaus, so dass ich nicht nur sturzbesoffen, sondern auch schwer frustriert bin und meine Liebenswürdigkeit arg in Frage stelle. Das Motorrad stehen zu lassen ist der letzte vernünftige Entscheid, den ich in dieser Nacht fälle.

Der Alkoholpegel heuchelt mir vor, es sei purer Zufall, dass ich Richtung Lang-strasse trotte. Ich bin mal wieder an dem Punkt angekommen, an welchem ich mir einbilde, es sei mir scheissegal, von einem 40ig-Tönner plattgemacht zu werden. Die Fotos im Schaufenster interessieren mich nicht, ganz abgesehen davon, dass ich mir selbst kein halbwegs ernstzunehmendes Urteil über Schönheit mehr zutraue.

### Männer in Anzügen, Damen tanzen sich nackt

Das Interieur des «Cabaret»'s ist geschmackvoll, unterscheidet sich im Prinzip aber kaum von den anderen, in welchen ich schon war. Gedämpftes Licht, die Polster sind mit mattem Leder bezogen. Ich zähle rund ein Dutzend Nischen mit kleinen Tischchen, klar abgetrennt, aber ohne undurchsichtige Wände. Niemand schämt sich, hier zu sein. Die anderen Gäste werden sowieso kaum wahrgenommen. Wirklich voll sind diese Schuppen nie. Die Kundschaft unterscheidet sich in jeder erdenklichen Weise von den jungen Männern, die samstagnachts im «Petit Fleur» vor einem Zimmer Schlange stehen. Die meisten Männer tragen Anzüge, sind gepflegt. Heute Abend sehe ich nur Einzelpersonen. Es kommt auch vor, dass Männer in Gruppen auftauchen. Die Stimmung ist dann ganz anders. Ich bin, wie meistens, wohl der jüngste im Raum. Abgesehen von den Damen natürlich, die dürften in meinem Alter sein oder jünger. So auch das hübsche Mädchen auf der Tanzfläche, wie ich später erfahre.



*«Sie werde nur für mich tanzen, hatte sie mir gesagt.»* *(Bild: and)*

### Der Gast ist König

Ich setze mich an ein Tischchen und bestelle ein Mineralwasser für 14 Franken, der Gedanke an Bier verursacht einen leichten Brechreiz. Die Dame, die mir das Wasser bringt, unterscheidet sich von der Kleidung her klar von den «Tänzerinnen». Sie ist überaus freundlich, kein irritierter Blick bei meiner etwas seltsamen Bestellung, keine lästige Bemerkung. Der Gast ist hier König. Es dauert fast zwei Minuten, bis sich eine ausserordentlich gutaussehende junge Frau neben mich setzt. Solche Frauen sieht man in Videoclips oder in Hochglanzzeitschriften, in Wirklichkeit können sie gar nicht existieren. «Are you from Zurich?», die Standardeinstiegsfrage. Deutsch spricht hier nur die Bedienung. Die «Tänzerinnen» sind selten länger als zwei, drei Monate in der Schweiz. Sie kommen aus der Ukraine, aus Russland, Polen, Ungarn. Natascha – so der unheimlich fantasievolle Name der jungen Dame, die sich neben mich gesetzt hat – findet es ungeheuer spannend, dass ich studiere, und mein Studienfach hat sie schon immer brennend interessiert. In meinem Zustand bin ich bereit, ihr diese Übermerkt zum zweiten Mal, dass sie gerne etwas trinken würde. Über Geld haben wir bereits gesprochen, ich hab keines. Diese Information überhört sie geflissentlich. Ich lasse mich überreden, wenn schon kein 40ig-Tönner dann wenigstens der Privatkonkurs, denke ich trotzig. Kreditkarten sind eine gefährliche Sache.

### Menschen und Champagnerflaschen

Eine Flasche des günstigsten Champagners kostet 340 Franken. Ich nippe an meinem Glas, betrunken bin ich schon. Sie offenbar nicht, sie trinkt schnell. Das Gespräch plätschert in Richtung Frauen-Männer-Beziehungen. Sie glaubt mir nicht, dass ich keine Freundin finde, schliesslich sei ich ein überaus attraktiver Mann. Ich erkläre ihr, dass die Schweiz wohl nicht wie Russland sei, und dass ich Mühe hätte, ihr irgendetwas zu glauben. Sie gibt sich alle Mühe, real zu wirken und nicht wie ein Traum taumelnder Trunkenheit. Schliesslich glaube ich ihr doch, dass sie ein Mensch ist. Ihre Augen wirken ehrlich.

**Ich solle mich ausziehen und aufs Bett legen.**

Um 2:23 Uhr bestellen wir die zweite Flasche Champagner. Jetzt ist alles egal. Natascha findet es erstaunlich, wie viele hübsche Frauen es in Zürich gibt. Ich auch. Sie erzählt von ihrer Schwester und ihrem Zuhause, von ihrem Studium und dem Aufenthalt in der Schweiz. Wir lachen, sie herzlich oder zumindest äusserst glaubwürdig aufgesetzt, ich etwas gequält, aber glücklich über so viel Aufmerksamkeit. Unsere Hände erforschen sich zärtlich. Immer wieder muss ich die Gedanken an das Geld, das ich ausgebe, ohne es zu haben, verdrängen. Längst hat sie mir verboten, weiter über Geld nachzudenken. Verständlich.

### Tanzen; nur für mich

Dann entschuldigt sie sich, sie müsse tanzen gehen. Die anderen Damen, die sich während meiner Unterhaltung mit Natascha mit viel Elan und – mal mehr, mal weniger – Eleganz auf der Bühne ihrer knappen Kleider entledigt haben, habe ich kaum wahrgenommen. Manchmal hat mir Natascha etwas über sie erzählt, woher sie kommen, ob sie sie mag oder eher weniger. Jetzt ist sie also selbst an der Reihe. Mein Alkoholpegel ist inzwischen wieder so weit gesunken, dass ich mir selbst glaube, dass Natascha tatsächlich eine Hochglanzzeitschriftenfrau ist. Sie werde nur für mich tanzen, hatte sie mir gesagt. Sie lächelt mich an, ich muss grinsen. Abstrakt, aber schön, denke ich. Nach ihrem Auftritt setzt sie sich wieder neben mich und trinkt den letzten Schluck der zweiten Champagnerflasche aus. Ich habe insgesamt knapp zwei Gläser getrunken, trotzdem macht sie einen vollkommen nüchternen Eindruck. Sie ist wohl inzwischen an Champagner gewöhnt, denke ich. Viele Männer, erzählt Natascha, würden hier lediglich ein, zwei Flaschen Champagner mit einem Mädchen trinken und gingen dann wieder. Die Frauen können selbst auswählen, ob sie mit einem Gast mehr machen möchten. Mit mir möchte sie, sagt sie mit einem liebevollen Blick. Ich auch, antworte ich. Wir müssen noch eine Flasche Champus bestellen, um sie vom Lokal «frei zu kaufen». Wieviel Geld sie genau vom «Cabaret»-Besitzer erhält, will sie mir nicht sagen. Je mehr Champagner, desto mehr Geld. Klingt logisch. Sie wolle mir ihre Wohnung zeigen. Klein sei sie, aber hübsch.

**Schliesslich glaube ich ihr, dass sie ein Mensch ist.**

### Schulbücher und Sex

Ungefähr um viertel nach vier Uhr morgens ist auch die dritte 340-Franken-Flasche leer. Ich bezahle, und wir brechen auf. Natürlich will sie noch ein «Geschenk», also eine ganz persönliche Bezahlung. Wir gehen zum Bancomat. Sie will 900 Franken, ich gebe ihr 800. Als ob das jetzt noch eine Rolle spielen würde.

Ihre Wohnung, oder vielmehr ihr Zimmer, ist tatsächlich ganz hübsch. Aber als sie mir die Mietabrechnung zeigt, wird mir klar, dass nicht nur Natascha und der «Cabaret»-Besitzer heute Nacht Geld an mir verdienen; Natascha zahlt 1700 Franken für einen Monat in diesem Zimmerchen. Sie zeigt mir das Schulbuch, mit dem sie ein paar Worte Deutsch zu lernen versucht. Sie bleibe zwar nicht lange hier, aber ein kleines bisschen der Sprache wolle sie schon mitkriegen. Die leeren Zeilen des Buches sind sorgfältig mit den Antworten beschrieben. Ich soll sie abfragen. Ich mache sie auf Fehler aufmerksam, helfe ihr bei der Aussprache. Sie scheint tatsächlich ein Mensch zu sein. An einem ähnlichen Abend ein paar Monate vorher hatte mir eine Ukrainerin rund 80 Fotos von ihrem Sohn und ihren Eltern, von dem günstigen Häuschen, das sie in Bulgarien erstanden hat, und von ihrem Ex-Freund gezeigt. Ich wundere mich also über gar nichts mehr.

Dann fragt Natascha, ob sie für mich tanzen soll. Klar. Ich solle mich ausziehen und aufs Bett legen. Die restlichen Details erspare ich der Leserschaft. Gedauert hat es rund fünfzehn Minuten, was sie, im Gegensatz zu mir, ganz zufrieden zu machen schien. Dann geht sie duschen und fragt mich, ob ich auch wolle. Sehr gerne. Ich bin der festen Überzeugung, dass es noch weitergeht, irgendwie. Es ist inzwischen nach 5 Uhr, und ich lege mich frisch geduscht aufs Bett. Sie schreibt irgendetwas, dann telefoniert sie, ich nicke ein.

### Der bittere Weg in die Realität

Verschwommen nehme ich war, dass eine Kollegin von Natascha gekommen ist. Es ist mir unangenehm. Die Betrunkenheit hat sich etwas verlaufen, und ich begreife, dass es das wohl gewesen ist. Ich ziehe mich an, das Geld ist weg. Natascha und ich tauschen noch Telefonnummern. Wir hatten darüber gesprochen, dass wir mal zusammen ins Kino wollen, oder so. Sie erklärt mir nochmals, dass sie das ernst gemeint habe. Ihre Kollegin mustert mich misstrauisch oder vielleicht auch wohlwollend. Ich bin nicht mehr in der Lage, dazwischen zu unterscheiden, ich stehe vollkommen neben mir. Als ich um etwa sechs Uhr meinen fahrbaren Untersatz erreiche, bin ich überrascht, dass ich den Rückweg so ohne weiteres gefunden habe. Es wird langsam hell. Ich fahre mit einem bitteren Geschmack im Mund und leichten Bauchschmerzen nach Hause, falle in mein Bett und in einen unruhigen Schlaf.

### Telefongespräch ohne Happy End

Rund eine Woche später ruft sie an. Ich bin bei einem Freund zu Hause und mitten in einer Unterhaltung. Die Realität hat mich längst zurück, und ihr Anruf wirft mich etwas aus der Bahn. Sie entschuldigt sich, dass sie nicht früher angerufen hat, sie hatte keine Zeit. Ein bisschen Small-Talk. Wir haben beide keine Zeit. Ich solle mich doch bei ihr melden. Das tue ich dann ein paar Tage später auch. Sie ist nicht erreichbar. Ich spreche auf die Combox, höre aber gut zwei Wochen lang nichts mehr von ihr. Einmal noch telefonieren wir kurz. Ein Gespräch ohne gemeinsame Basis, trotzdem tun wir so, als ob wir uns mal noch treffen würden. Tun wir nicht. Einen weiteren Monat später ist sie weg, wieder in Russland vielleicht. Sie existiert wieder nur noch in Videoclips und Hochglanzzeitschriften.

TOUR DE LANGSTRASSE

# Selbstversuch Milieu

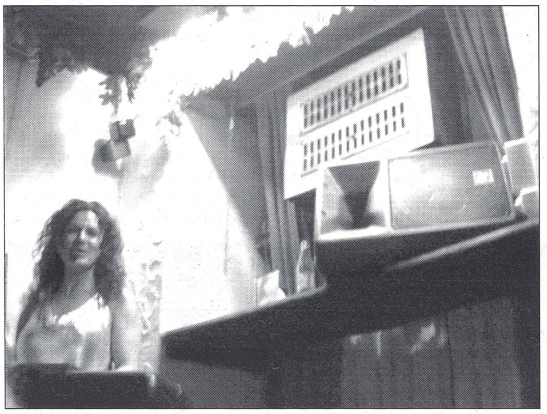
**Besprechung im «New Point» an der Langstrasse bei Kebap und Bier. Ich trage einen kurzen Jupe. Und hochhackige Schuhe. Und schwarzen Kajal um die Augen, damit sie ausdrucksvoll aussehen. Meine heutige Mission ist es, die Langstrasse aus der Sicht einer Frau zu erkunden. Es ist bald Mitternacht. Wie frei kann ich mich im Milieu-Quartier mit meiner Aufmachung bewegen? Was ist die Reaktion, wenn ich zwielichtige Cabarets betrete? Als unauffällige Bodyguards begleiten mich Beat und Andi von der iQ-Redaktion. Unsere erste Station ist die «Lugano Bar».** Von Martina Frei

Gestrandete und andere Verzweifelte lungern an den Holztischen rum und glotzen ins Leere. Prostituierte, die ihre massigen Körper und imposanten Brüste in zu enge Abendkleider gezwängt haben, schlagen die Beine übereinander und saugen wartend an ihren Zigaretten. Rauchschwaden stehen unbewegt in der Luft. Beat holt uns Bier. Es ist kaum Stimmung in der Bar, nicht gerade die Hölle los. Wirtschaftskrise. Die Männer hier sind kein kaufkräftiges Publikum. Die Afrikanerin am Nebentisch streichelt den Arm eines Barbesuchers. Er reagiert nicht.

Wir werden kaum beachtet. Ausser von dem jungen Typen, der mir gegenüber sitzt und mich unentwegt anstarrt. Der Alte neben ihm schaut bloss in sein Glas. Hinter uns spielt eine Alleinunterhalterin bekannte Melodien und Evergreens auf einem Billig-Synthesizer. Beat und Andi unterhalten sich, kehren mir den Rücken zu. Der Junge vis-a-vis starrt noch immer, dann geht er in die Offensive: «Du sag mal, wieso reden die nicht mit dir? Ich würde eine Frau wie dich nicht so alleine sitzen lassen.» Beim Reden beugt er sich zu meinem Ohr hinüber, so als erfülle ein betäubender Lärm den Raum. Was mein Lieblingsessen und was meine Lieblingsfarbe sei, fragt er. Und noch vieles mehr. Auf meine Rückfragen bleibt er stumm, er will nichts von sich verraten. Wer er sei, sei doch unwichtig. Was er arbeite spiele doch keine Rolle. Als ich von mir erzähle, wird sein Blick immer eindringlicher. Als wäre jeder meiner Sätze ungeheuer bedeutungsvoll, als wäre ich ein Geschenk des Himmels. Bei soviel Zuwendung bin ich überfordert. Ich suche kurz das Klo auf. Und kriege mit, wie eine der Prostituierten bei offener WC-Tür in die Schüssel kotzt. Sie wischt sich kurz mit Toilettenpapier den Mund ab und geht wortlos an mir vorbei. Zurück am Tisch. Der Junge sagt, er habe den Eindruck, dass ich irgendwie nicht hierher passen würde. Er könne nicht begründen, wieso. «Einfach so, ich merke das» meint er lachend. Wieder beugt er sich zu mir: «Weißt du, wir kennen uns noch nicht lange, aber du bist mir wichtig. Ich will, dass du glücklich bist.» Auf seine intensiven Blicke, Komplimente und Aufmerksamkeiten hab ich wenig zu erwidern. Ich frag ihn, ob er wisse, dass in der Wohnung oberhalb der «Lugano Bar» kürzlich jemand erschossen wurde. «Ja», erwidert er, sagt nichts weiter und starrt mich wieder an. Ich sage auch nichts mehr, und wir machen einen Abgang.

**«Banana Bar»**

Hier ist noch weniger los. Hübsche Mädchen im Überangebot sitzen an der Bar und werben um die Gunst der wenigen anwesenden Männer. Ein DJ im Background sorgt für entsprechend stimmungsvolle Musik und kündigt die «wundärrrschäne Kkatarrrina» an. Auf einer rot beleuchteten Bühne erscheint ein Mädchen im Glitzerkleid. Das Bier kostet 19 Franken, pro Schluck geht wohl ein Fünfliber drauf. Dafür dürfen wir, im Preis inbegriffen, viel Po und viel Brust der Katharina betrachten und zusehen, wie sie ihre Beine fantasielos um eine Eisenstange windet. Die Russin am Tisch hinter uns unterhält sich mit ihrer Arbeitskollegin. Immer wieder mal lachen die beiden. Es scheint den beiden Banana Girls gut zu gehen. Mich oder meine beiden Begleiter beachten sie nicht gross. Da kommt ein Thai-Girl zu mir. Sie fragt scheu, warum ich denn Bier trinke. Ich verstehe nicht ganz. Das sei falsch, meint sie lächelnd. Ich solle Champagner trinken, schliesslich müsse ich nachher doch noch arbeiten. Wieder lächelt sie mich freundlich an. Ich lächle perplex zurück. Wie hat sie das gemeint? Zwei Männer an der Bar schauen immer wieder mal zu mir. Einer winkt mich zu sich. Ich sei jetzt aber ein hübsches Meitli. Ich sei aber nicht oft hier, stellt der eine fest. «Nein», bestätige ich. Sie stellen sich mir als Bert und Eric vor. Eric sei der Besitzer dieses Ladens hier, verrät mir Bert. Ich darf mir etwas an der Bar bestellen. «Was immer du haben willst», sagt Eric grosszügig. Kein Bier also. Champagner mag ich nicht. Einen gespritzten Weissen?



*Lugano-Bar: Bekannte Melodien auf einem billigen Synthesizer.* *(Bilder: and)*

Was ich denn so tue? Ich sei Studentin, Psychologie. «Wenn ich zu dir auf die Couch darf, dann verlass ich doch glatt meinen Therapeuten», sagt Eric, lacht gepresst heraus und hält mich dabei ein wenig an den Hüften. «Lass dich mal ansehen. Du bist aber wirklich ein Hübsches.» Wer denn meine Begleitung sei. «Studienkollegen», sage ich. Wo ich wohne? «Ganz in der Nähe, an der Limmatstrasse.» «Ja und wohnst du denn alleine?» «Ja», lüge ich.

«Schöne Lippen hast du. Und du trägst keinen BH», stellt Eric anerkennend fest. «Ein wenig Babyspeck um die Hüften, na? Treibst du Sport?» Ich lächle freundlich. Bert unterhält sich ein wenig mit mir über das Psychologiestudium. Was ich denn da so tue. Und ob es mir gefalle. Er wirkt nett. «Sie ist aber wirklich ein hübsches Meitli», meint Eric zu Bert. «Schöne Zähne hast du!» Ich erwähne lobend meine Eltern, die mir eine Zahnspange finanziert haben. Und muss an Onkel Toms Hütte denken. Wie war das noch? Den guten Sklaven erkennt man an den schönen Zähnen.

«Wie verdienst du denn dein Geld, Meitli?» fragt Eric. «Ich schreibe. Für Internet-Seiten.» «Haha, versaute Internet-Seiten», erwidert Eric, und beide lachen donnernd, Eric hält mich dabei wieder um die Hüften. «Schau mal ihre Hände an,» meint er zu Bert, nimmt mich am Gelenk und zeigt ihm meine etwas kindlich geratenen Patschhände. «Die Nägel,» sagt Eric tadelnd, «müsstest du schon wachsen lassen.» Und ich frage mich, worauf sich sein Konjunktiv bezieht. Als Vorzeige-Beispiel packt er die Hände einer Prostituierten, die hinter uns steht. «Schau her, so musst du dir die Nägel wachsen lassen, Meitli. Das sieht viel besser aus.» Ich erwidere, meiner Ansicht nach würden lange Nägel etwas billig aussehen. Und merke erst dann, dass diese Aussage irgendwie total grotesk ist.

Ich sei aber wirklich ein Hübsches, wiederholt Eric, und ich weiss noch immer nicht viel darauf zu erwidern. «Du machst mich geil, Meitli!» So, so. «Sag mal, wenn du ja in der Nähe wohnst, kann ich dich denn ab und zu in deiner Wohnung besuchen?» Mal sehen, meine ich ausweichend. Kontrollblick zu meinen Kollegen. Sie haben mich im Blickwinkel. Ich schlendere zu ihnen. Alles ok, meine ich grinsend, und wir verlassen das Lokal. «Was denn, sagst du denn nicht gute Nacht?» ruft Eric mir nach. Ich winke lachend und hau schleunigst ab.

**«Private Club»**

Auch im «Private Club» geht die Post nicht ab. Ein einziger Kunde wird umworben. Als wir hereinkommen, gesellt sich eine der Prostituierten zu Andi. Schnell merkt sie, dass da nicht viel zu holen ist. Und als Andi sie nicht mal zu einem Champagner einladen will, entfernt sie sich schnell. Bei netter Tanzanimation unterhalten wir uns über Prostitution. Erstaunlich ist ja, dass die vielen verruchten Clubs ziemlich unverrucht leer sind. Als Frau kann man sich in so einer Spelunke ziemlich unbehelligt bewegen. Natürlich gibt es Anmache, den Sprüchen kann man aber ohne Probleme auch ausweichen. Denn hier scheinen sexwillige Männer rares Gut zu sein und eine willkommene Beute für die Prostituierten, die sich gerne um die vielfältigen Sehnsüchte und Vorlieben der Kundschaft kümmern. Gegen ausreichend Bezahlung natürlich. So betrachtet kann ich dann auch nicht so präzis definieren, wer und inwiefern jemand Opfer respektive Täter dieses Systems ist, wie ein klar geregeltes Weltbild es sich so wünschen würde.

INTERVIEW MIT EINEM FREIER

# «100 Franken für 15 Minuten sind fair»

**Thomas* war schon mehr als ein dutzend Mal bei einer, hat dabei die Langstrasse aber gemieden, weil ihm die Frauen dort zu «abgefuckt» sind. Er ist der Meinung, dass 100 Franken für 15 Minuten «Dienstleistung-Sex» ein fairer Preis sind.**
Von Patrick Amstutz

Der Freund eines Freundes erzählte mir von einem Kollegen, der es schon mal gemacht habe. Ob er bereit wäre, darüber zu sprechen, wusste er nicht. Er war es. Das Interview – wenn man es denn so nennen kann – in einem Cafe zu führen, schien mir unpassend. So etwas hängt man nicht unbedingt an die grosse Glocke. Schliesslich ist das mehr als schmutzig: Bezahlen für Sex.

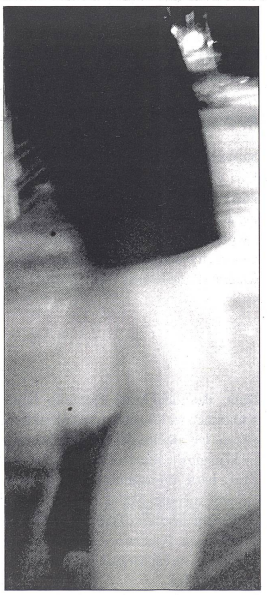
Als er die Redaktionsräumlichkeiten betritt, bin ich etwas überrascht, und ein – zugegeben etwas naives – Vorurteil verliert sofort jeglichen Boden. Thomas ist nicht entstellt. Er ist gross, gepflegt und – soweit ich das als heterosexueller Mann zu beurteilen im Stande bin – durchaus gutaussehend. Ich biete ihm einen Kaffee an und verstricke mich in Small-Talk über den Freund meines Freundes, den ich kaum kenne. Als er mich darum bittet, meine Fragen zu stellen, bin ich dankbar. Er studiert Wirtschaft und ist mehr oder weniger glücklich damit.

**Das erste Mal**

Wie oft war er bei einer Prostituierten? Mehr als ein dutzend Mal. Wann das erste Mal? Vor drei oder vier Jahren, in Amsterdam. Bei einer dieser Prostituierten, die sich im Schaufenster zeigen? Ja. Die Annahme, dass es ihm gefallen hat, schliesslich hat er ja nicht das letzte Mal für Sex bezahlt, ist falsch. Er sei mit den Gedanken nicht dabei gewesen. Nach ein paar Minuten habe sie ihn gefragt: «Did you come already?» «No.» «You did.» «No!» Wie einem so etwas Spass machen soll, fragt er mich. Ich zucke nur etwas verlegen mit den Achseln. Wieso dann das zweite Mal? Viel Alkohol, hoher Testosteronspiegel und bereits einmal überschrittene Grenze. Nach dem ersten Mal sei er sich ziemlich schäbig vorgekommen, dann habe er festgestellt, dass er bei weitem nicht der Einzige sei. Erst wenn jemand den Schritt selbst gemacht habe, würden auch die anderen sich «outen». Das Thema sei in der Gesellschaft nach wie vor ein grosses Tabu.

**«Petit Fleur» und «Zeus»**

Wo war er denn bei Prostituierten? Nie an der Langstrasse auf alle Fälle, die Frauen seien ihm dort zu «abgefuckt». Er war häufig im «Petit Fleur» und ein, zwei Mal im «Zeus». Das «Zeus» beschreibt sich auf der Homepage selbst als «Erotik-Tempel der Superlative» und für 400 Franken kann man sich Nachmittag oder Abend lang vergnügen. Thomas ging meistens mit Freunden ins «Zeus» oder «Petit Fleur». Mit der Zeit hat er die anfänglichen moralischen Bedenken abgelegt. Er hat nicht das Gefühl, dass er die Frauen ausnutzt. Es handle sich dabei um eine Dienstleistung. 100 oder 150 Franken für 15 oder 25 Minuten Sex findet er fair. Mehr würde er nicht zahlen, hat er auch nie. Mitleid hat er nicht mit den Frauen, er glaubt nicht, dass welche dabei waren, die sich aus einer Notlage heraus prostituieren. Zu einer Frau im «Petit Fleur» ist er häufiger gegangen, sie haben sich gut verstanden, und sie hat ihm dann auch öfters mal mehr Zeit für den gleichen Preis gewährt. Als Person ausserhalb ihrer Sexualität habe aber auch sie ihn nicht interessiert. Hätte er nicht lieber mit Frauen Sex, ohne dafür zu bezahlen? Klar, aber das sei nicht so einfach. Schliesslich könne man in der Disco nicht einfach auf eine Frau zugehen und sie fragen, ob sie ficken wolle. Abgesehen davon, dass er grosse Mühe damit habe, Frauen anzusprechen, habe der Gang zur Prostituierten den Vorteil, dass es extrem unkompliziert sei. In diesen Situationen – meistens betrunken – wolle er einfach vögeln. Um mehr gehe es ja nicht. Am Schluss sei er jeweils durchaus zufrieden nach Hause gegangen. Kein schlechtes Gewissen, kein übler Nachgeschmack.



*Die Langstrasse: Zu «abgefuckt».*

**Präservative sind nicht sicher**

Angst vor Aids? Sehr, erklärt er, deshalb gehe er jetzt nicht mehr zu Prostituierten. Natürlich habe er immer nur mit Präservativ Sex gehabt, aber er habe trotzdem Angst. Schliesslich seien auch die nicht 100%ig sicher. Am Anfang seiner letzten Beziehung hätten sie beide einen Aids-Test gemacht, und er sei drei Tage lang komplett unter Strom gestanden, hatte Panikattacken. Darauf könne er in Zukunft verzichten. Wenn diese Angst nicht wäre, würde er wahrscheinlich immer noch ab und zu ins «Petit Fleur». Als ich ihn frage, ob er seiner Freundin davon erzählt habe, schaut er mich ungläubig an. Natürlich nicht. Das würde sie niemals nachvollziehen können. Es würde nur Probleme geben.

Würde er seine Freundin mit einer Prostituierten betrügen? Auf jeden Fall eher als mit einer anderen Frau. Schliesslich sei in dieser Situation absolut klar, dass es nur um Sex gehe. Wenn jemand in einer Beziehung zu einer Prostituierten gehe, müsse das nicht heissen, dass etwas mit der Beziehung nicht in Ordnung sei. Das sei halt einfach ein Teil seines Lebens, der in der Beziehung ausgeblendet werde. Das Vertrauensverhältnis in der Beziehung werde dadurch nicht zerstört.

**Sex ohne Gefühle**

Nachdem Thomas sich freundlich verabschiedet hat – mit dem Einwand, er wolle den Text noch lesen, bevor er publiziert werde – weiss ich nicht so recht, was ich von der ganzen Sache halten soll. Er geht ungeheuer nüchtern mit dem Thema um. Er kommt offenbar tatsächlich damit klar, Sex völlig ohne Gefühle zu haben.

*Name geändert

ERASMUS-PARTY IN ZÜRICH

# Gesaut wird im Ausland

**Der Partner bleibt zu Hause, die Hemmungen auch, dafür darf der innere Schweinehund Gassi gehen. Erasmusparties geniessen einen legendären Ruf, Heimkehrer erzählen euphorisch vom Erlebten. Wie siehts an der Heimatfront aus? Ein Augenschein im StuZ bringt Ernüchterung.**

von Beat Metzler

Dienstag, 22 Uhr. Vor dem StuZ steht eine Menschentraube, die Englisch spricht und nach Bier riecht. Die Happy-Hour ist seit einer halben Stunde vorbei. Am Eingang rotiert Amik. Sie gehört zum ESN, ein Verein, der sich um Erasmusstudenten in Zürich kümmert. Statt Eintritte verkauft sie einen Ausflug nach Gruyères. Für 20 Franken, bar auf die Hand. Amika verbrachte selbst ein Jahr im Austausch, in Granada. Während der ersten drei Monate war sie völlig auf sich allein gestellt, verstand nur wenig Spanisch und wurde übers Ohr gehauen. Jetzt hilft sie in Zürich den Neuankömmlingen, die Bürokratie zu meistern, Leute kennenzulernen und die komische Kultur zu verstehen. Sie schliesst die Kasse zu. «Unsere Angebote kommen gut an.»

Verena, eine Medizinstudentin aus München, erklärt die Situation unter Erasmusstudenten. Am Anfang kennt man sich nicht. Also zeigt man sich allen gegenüber solidarisch. Man lädt auch diejenigen Leute zum Essen ein, denen man zu Hause nicht einmal die Hand schütteln würde. «Niemand wird ausgeschlossen. Das ist anstrengend und angenehm zugleich.» Mit der Zeit würden sich dann Gruppen bilden. Aber im Gegensatz zu Bars kann man an Erasmusparties Leute anquatschen, ohne einen verständnislosen Blick zu ernten. Deshalb geht Verena an jedes Erasmusfest und bestellt eifrig Turbinenbräu – «Seifenwasser» – für drei Franken. Mittlerweile kenne sie fast alle Leute. Der Entscheid für Zürich war kein freier. In München steht die Limmatstadt als einzige auf dem Wahlzettel der Medizinstudenten.

**Schweizerdeutsch zum Kennenlernen**

Im unteren Stock des StuZ riecht es säuerlich, ein feuchter Nebel hängt über der Tanzfläche. Zwei Menschen tanzen sich zu YMCA warm. Als Zeichen der Internationalität hängen A4-Blätter mit den Wappen verschiedenster Länder an der Wand. Nur an der Bar herrscht Andrang. Auf dem Kühlschrank, dem Zentrum der Party, prangt das Schweizerkreuz. Draussen unterhalten sich Anna und Kerstin. Anna ist Schwedin, spricht perfekt Deutsch, Kerstins weiches Hochdeutsch verrät sie als Einheimische. Anna weilt nicht das erste Mal in der Schweiz. Nach einem Praktikum in Baden wählte sie Zürich fürs Erasmusjahr, weil sie ihr Herz bei einem Schweizer vergessen hatte. Daher kennt sie viele Schweizer. Sie mag Erasmusparties nicht besonders, zu oberflächlich, zu lasch. Richtig die Post ab gehe nur bei den Schwedenfesten im Ruderverein. Dort müsse man aber Skandinavier sein, um dazugehören. Schweizer seien sehr zurückhaltend. «Einmal haben uns alle Mentoren zum Essen eingeladen. Sie sassen an einem Ende des Tisches und sprachen Schweizerdeutsch. Am anderen Ende unterhielten sich die Austauschstudenten auf Englisch.» Aber auch die Mentoren zeigen sich nicht immer glücklich mit den Gästen. So erzählt die ehemalige Betreuerin Kerstin, dass sie ein Essen für ihre Schäflein organisiert habe. Keiner der Betreuten sei aufgetaucht.

Im oberen StutZ feiern die Sportler mit Mineralwasser und zeigen sich beeindruckt ihre Muskeln. Unten setzt der DJ auf Hip Hop. Truth Hurts zieht an, aber richtig losbrodeln will es nicht. «Am Anfang des Semesters steigen die besseren Parties», meint der Wiener Michael. Jetzt hätten sich Gruppen und Pärchen gebildet. Die Leute könnten aufs Partymachen verzichten. Sein Kollege, ein Franzose, glaubt, die Leute blieben wegen den anstehenden Prüfungen aus. In der Schweiz laufe allgemein zu wenig, beklagt sich Michael. «Ich habe von Freunden in Italien gehört, die nie an die Uni gehen und jeden Tag absaufen. Hier hast du gar nicht die Möglichkeit zu einem solchen Verhalten. Auch das Vorurteil, dass jeder mit jedem rummacht, trifft nicht zu.» Verena bestätigt diese Beobachtung. Sie kenne viele Austauschstudenten. Niemand erzähle Geschichten von einem kollektiven Swingerrausch. Sie denkt, dass viele Leute in die Schweiz kommen, um an der ETH studieren zu können. «Die schauen nicht regelmässig zu tief ins Glas und in die Unterwäsche fremder Leute, sondern kümmern sich um gute Noten.»

**Exoten aus Zürich**

Im Gang lehnen sich zwei Schweizer gelangweilt an die Wand und mustern mit haftendem Blick die Vorbeiziehenden. «Es hat zu wenig Frauen hier», knurren sie. An Erasmusparties lassen sich die Frauen gemessen am Zürcher Durchschnitt einfach anmachen. «Where are you from» reiche und das Gespräch läuft. Aber eine richtig «abzuschleppen», stelle sich dann doch als Kunst heraus. Eine Schwedin schreitet vorbei. Ihr Hintern veranlasst die beiden zu einer Diskussion über die verschiedenen nationalen Körperbauten. «An Erasmusparties wimmelt es von Schweizer Typen. An den ersten Festen im Semester schreiben sich die Leute Namen und Nationalität auf ein Schildchen. Wenn du bei einem Burkina Faso oder Papua-Neuginea liest, spricht er hundertprozentig Schweizerdeutsch. Mit einem exotischen Land auf der Brust ist die Chance, ertappt zu werden, kleiner.» Einer der beiden hatte es besonders einfach. «Weil ich polnisch spreche, nahmen es mir alle ab, dass ich aus Polen komme.»

Um zwölf hat sich die Tanzfläche stabilisiert. «Do You Have The Time» von Green Day wird dankbar mitgegröhlt. Langsam sieht es aus wie auf den Fotos der Homepage. Die Wangen werden röter, die Augen glasiger. Glänzende Männerarme umarmen Frauen. Die lachen fleissig. Besonders, wenn eine Digitalkamera in der Nähe aufblitzt. Hinter der Bar geben drei Leute Bier heraus.

**Sozial gesättigt**

Andresch ist Pole. Eigentlich wollte er nach Deutschland, aber Erasmus hat ihn nach Zürich eingeteilt. Auch Andresch gesprächelt in einem gepflegten Deutsch. Obwohl er sich beklagt, dass man ihn in Deutschland wegen seines Akzents für einen Schweizer halte. Er besuche nicht jede Erasmus-Party. «Weil ich in einer WG wohne, kenne ich einige Zürcher.» Andresch findet die Schweizer verschlossen und sozial gesättigt, «aber nicht unsympatisch». An der Uni lerne man nur diejenigen «Eingeborenen» kennen, die selbst einen Austausch hinter sich haben. Andresch verbringt einige Zeit mit anderen Exilpolen. «Viele der Austauschstudenten suchen die Gesellschaft der Landsleute. Besonders die Schweden und die Brasilianer.»

Um 0.15 Uhr verschwindet die Hälfte der Teilzeitzürcher mit dem letzten Tram nach Hause. Die Betrunkenen, Neuankömmlinge und diejenigen, die noch keinen Partner gefunden haben, feiern weiter. Nicht mehr lange, der Stuz wird bald schliessen. Ein paar Meter entfernt wollen die Bewohner des Altersheims endlich schlafen. Von einer hemmungslosen Party kann keine Rede sein. Keine knutschenden Pärchen schleichen in dunkle Ecken, zwischen den Tanzenden klafft häufig ein Meter des schwarzweiss-karierten Bodens auf.

*Patriotismus gesegnet mit Spirituosen.* *(Bild: bat)*

## Erasmus in Zürich

Laut Monika Zwahlen von der Mobilitätsstelle der Universität Zürich kommen jährlich durchschnittlich 120 Erasmus-Studierende an die Universität Zürich. Tendenz steigend. Die ETH nimmt 180 pro Jahr auf. Sie stammen aus allen EU-Ländern, wobei Deutschland, Österreich, Holland und Schweden die meisten Teilzeitschweizer stellen. Eine Unterkunft müssen die Erasmusstudierenden trotz Wohnungsnot selber suchen. Dabei hilft die Wohnungsvermittlungsstelle und die üblichen Internetseiten. Studentenheime und WGs mit Schweizern erfreuen sich laut Zwahlen der grössten Beliebtheit. Zu Problemen würden häufig die hohen Schweizer Preise führen. Dazu kommt, dass die Schweiz fast keine ausländische Krankenkasse akzeptiert. So müssen Nicht-EU-Studierende und Privatversicherte eine kostspielige Versicherung abschliessen, weil das Gesetz eine solche als obligatorisch vorschreibt. Auch das Schweizer Uni-System, das auf Selbständigkeit aufbaut, bereitet vielen Anfangsschwierigkeiten.

Die Gründe für den Schweizbesuch reichen nach Zwahlen von der besseren Betreuung, über alte Schweizer Bekanntschaften bis zur reinen Neugier. An die ETH kommen laut Martina Bächli von der Mobilitätsstelle der ETH die Erasmus-Studenten ausschliesslich wegen des guten Rufes. «Die Deutschschweiz ist wegen des «Schwyzertütschs» unbeliebt. Wer Deutsch lernen möchte, der geht nach Deutschland.» Dies würden die Unis Bern und Basel zu spüren bekommen. Nur wenige Erasmusstudierende schreiben sich an diesen Unis ein.

AMSTERDAM RETOUR

# Warum in die Ferne schweifen?

**Auch schon mal mit dem Gedanken gespielt, als AustauschstudentIn an eine ausländische Universität zu gehen? Nein? Recht so, denn es gibt zehn gute Gründe, es nicht zu tun.**

Von Adam de Amstel

1. Man hat es ja gut hier in Zürich. Das Wasser ist sauber, die Leute sind cool, das Studium ist vertraut und die Professorenschaft engagiert und kompetent. Aber ist das alles nicht ein bisschen langweilig?

2. Aber da muss man doch so viel organisieren. Stimmt! Die Mobilitätsstelle kommt nicht zu einem nach Hause, und das Anmeldeformular muss man auch selber ausfüllen. Zwei Monate und vier Mails später steht man schon im SBB-Reisebüro und denkt sich…

3. Das kostet einen jede Menge Geld. Stimmt! Das Billet 2. Klasse Amsterdam retour im Liegestuhl kostet 104 Euro, ein Studentenzimmer findet man ab 250 Euro aufwärts oder gratis im Squat, Velos löst man ab 7 Euro beim Junkie. Essen, Kleider und was man sonst noch so zum Leben braucht, kann man «organisieren». Nur Arbeiten lässt sich nicht so leicht als «Non-EU-Citizen». Nach einem längeren Zulassungsprozedere darf man aber offiziell acht Stunden pro Woche erwerbstätig sein, wobei das Angebot begrenzt ist. Doch gerade auch für Schweizer bieten sich gewisse Nischenjobs an. So zum Beispiel Live-Übersetzungen vom Schweizerdeutschen ins Holländische und umgekehrt, Alpkäseverkäufer am Bauernmarkt oder neutraler Ombudsmann zum Schutze der Minderheiten in der alltäglichen Mensa-Warteschlange. Nur als selbständiger Haschverkäufer wird man komischerweise nicht reich beziehungsweise alt. So lassen sich denn die Kosten auf einem durchaus erträglichen Niveau halten. Auslagen für die langen Telefongesprüche mit der zurückgebliebenen Freundin zuhause sind natürlich noch nicht mit inbegriffen. Doch die kann man sich nach einer gewissen Zeit eh sparen, ausser…

4. Es ist langweilig dort. Stimmt! Denn das Wasser ist auch sauber, die Leute sind auch cool, das Studium ist bald vertraut, und die Professorenschaft noch engagierter und kompetenter. Abends bleibt man am liebsten zuhause, lackiert sich die Fingernägel und schreibt Mitleid triefende Mails an seine Freunde und Familie zuhause, denn…

5. Dort hat man nur Verständigungsprobleme mit den fremden Leuten. Stimmt, gerade als Schweizer kann man nicht so reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist – nicht mal mit dem Österreicher. Dafür spricht man bereits Französisch und übt sich in Spanisch und Italienisch. Aber eigentlich ist man ins Ausland gegangen, um sein Englisch zu verbessern, doch…

6. Leute kennen zu lernen, ist so schwer. Stimmt! Denn all den andern Erasmussern geht es da ja nicht gleich. Die meisten sitzen auch am liebsten zuhause und warten solange, bis der Aufenthalt vorüber ist. Und in dieser Situation, …

7. Da trifft man am Ende noch auf andere Schweizer. Stimmt! Und die jammern einem dann die Ohren voll, wie schlecht es in der Schweiz – und wie super lässig es hier doch ist. Aber hier sagt man sich, dass das eben gerade nicht stimmt, denn…

8. Dort muss man dauernd Feste feiern und lernt eh nichts. Stimmt! Die Wochen vergehen im Fluge, und während sich die Adresskartei mit neuen Freunden füllt und die leeren Bierdosen sich mehren, vergisst man den Abgabetermin für seine Seminararbeit, bittet den Professor mit Verweis auf die übervolle akademische Agenda um Nachsicht – und ab in die Disco. Im Rückblick erstaunt einen dann aber doch die Fülle des Geleisteten, allerdings…

9. Wieder zuhause kriegt man den Anschiss, schmeisst das Studium und wird Fahrlehrer. Stimmt – ganz und gar nicht! Denn Fahrlehrer gibt es schon genug, und das Studium schmeckt wieder so frisch und interessant wie am ersten Tag. Freilich bleibt anzufügen:

10. Ex-Erasmussern glaubt man am besten kein Wort, verdammte esoterische Idealisierer. Stimmt! Deshalb muss man seine Erasmus-Erfahrungen glücklicherweise auch selber machen, um danach postwendend unserer Sekte beizutreten. Den Versuch ist es alle Mal wert, denn wie hiess schon wieder das berühmteste Werk eines gewissen Erasmus von Rotterdam? Ein Lob der Torheit, Prost.

*Kaum ist man im Ausland, steigt der Sexismus.* *(Bild: Adam de Amstel)*

**surfen**
www.comptakeaway.ch

**COMPUTER TAKEAWAY**
Der Superstore für Apple, PC, Peripherie, Software usw., zwischen Schaffhauser- und Rigiplatz, an der Riedtlistrasse 27

**schreiben**

**STUDENTENLADEN**
Papeteriewaren, Skripten, Taschenrechner usw.
Uni Zentrum: Schönberggasse 2
Uni Irchel: Bau 10, auf der Brücke

**drucken**

**STUDENTENDRUCKEREI**
Vom Flug bis zur Diss.
Beratung an der Rämistrasse 78 und in der Druckerei Uni Irchel, Bau 10, Stock E

**kopieren**

**KOPIEREN**
Farbig oder s/w, mit den günstigen CopyCards, erhältlich in den Studentenläden, Kiosken und in der Druckerei Zentrum

**lesen**
www.zentralstelle.unizh.ch

**BÜCHERLADEN**
Ein breites Spektrum an Literatur.
Uni Zentrum: Seilergraben 15
Uni Irchel: Bau 10, auf der Brücke
Und natürlich online bestellen

**naschen**

**STUDENTENKIOSK**
Im Lichthof der Uni Zentrum und der Uni Irchel

**jobben**
www.zentralstelle.unizh.ch

**ARBEITSVERMITTLUNG**
am Seilergraben 17 und online

**Wo ist der Profit?**
**KULTUR-FONDS, SOZIAL-FONDS, PILOT-FONDS**
Ein Teil der Einnahmen geht in diese Fonds zum Nutzen und Profit aller Studentinnen und Studenten.

STIFTUNG ZENTRALSTELLE DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH
Die Non-Profit-Organisation der Studentinnen und Studenten der Universität Zürich



**Intel Centrino I Notebook**

- Intel Pentium M 1.3 GHz (bis zu M 1.7 GHz)
- 14.1" Farb TFT Display XGA
- 256 MB DDR RAM (bis zu 1024 MB)
- 30 GB Harddisk (bis zu 80 GB)
- 64 MB Intel Extreme II Grafikchip (shared)
- Combo Laufwerk (CD/RW/DVD/CD-R)
- 3D Stereo Surround Sound
- 10/100 MBit Netzwerkanschluss (RJ45)
- V90/K56 Modem für Internet/Fax
- Wireless LAN WLL 802.11b (Intel Chip!)
- Schnittstellen: PCMCIA, USB 2.0, FireWire (IEEE1394), TV-Out, externer Monitor
- Smart Li-Ion Akku für lange Betriebszeit
- Netzteil
- eingebaute Stereolautsprecher
- eingebautes Mikrofon
- nur 2.2 kg leicht

**Mögliche Optionen:**
- Intel Pentium M 1.4 GHz
- Intel Pentium M 1.5 GHz
- Intel Pentium M 1.6 GHz
- Intel Pentium M 1.7 GHz
- 512 MB DDR RAM
- 768 MB DDR RAM
- 1024 MB DDR RAM
- 40 GB Harddisk
- 60 GB Harddisk
- 80 GB Harddisk

Sämtliche Preise für Optionen finden Sie online unter www.computix.ch

CHF **1599.-**

**Intel Pentium 4 Notebook 15" TFT**

- Intel Pentium 4 Prozessor bis zu 3.06 GHz
- **15" Farb TFT Display (1024 x 768 o. 1400 x 1050)**
- bis zu 1024 MB RAM
- bis zu 80 GB Harddisk
- **64 / 128 MB 3D Grafikchip (SIS oder ATI 9000)**
- **8x DVD/CD-ROM Laufwerk o. Combo o. DVD-RW**
- 3D Stereo surround Sound
- 10/100 MBit Netzwerkanschluss (RJ45)
- V90/K56 Modem für Internet/Fax
- Schnittstellen: IrDa, PCMCIA, USB 2.0, FireWire (IEEE1394), TV-out, Parallel, externer Monitor
- Smart Li-Ion Akku für lange Betriebszeit + Netzteil
- 3.5" 1.44 MB Diskettenlaufwerk
- eingebautes Mikrofon und Lautsprecher
- Gewicht nur 3.2 kg leicht!

CHF ab **1399.-**

**Intel Pentium 4 Notebook 16" TFT**

- Intel Pentium 4 Prozessor bis zu 3.06 GHz
- **16" Farb TFT Display (1280 x 1024 o. 1600 x 1200)**
- bis zu 1024 MB RAM
- bis zu 80 GB Harddisk
- **64 / 128 MB 3D Grafikchip ATI mobility M9 3D**
- **DVD/CDRe/WriterCD-ROM Combo**
- 3D Stereo surround Sound
- 10/100 MBit Netzwerkanschluss (RJ45)
- V90/K56 Modem für Internet/Fax
- Schnittstellen: IrDa, PCMCIA, USB 2.0, FireWire (IEEE1394), TV-out, Parallel, externer Monitor
- Smart Li-Ion Akku für lange Betriebszeit + Netzteil
- 3.5" 1.44 MB Diskettenlaufwerk
- eingebautes Mikrofon und Lautsprecher
- Gewicht nur 4.9 kg leicht!

CHF ab **1899.-**

Info: Stellen Sie sich online Ihren Wunsch Notebook zusammen oder rufen Sie uns an! www.computix.ch oder per Telefon erfragen: 0848 848 456 Wir beraten Sie gerne!

**Notebooks ab CHF 999.- www.computix.ch**

**AMD Dur. 1.3 GHz Komplett PC**

- AMD Duron 1.3 GHz Prozessor
- 256 MB RAM (PC2100 / DDR RAM)
- 40 GB Harddisk
- 64 MB 3D Grafikchip (shared)
- 16x DVD/CD-ROM Laufwerk
- 3.5" Diskettenlaufwerk
- 3D Stereo surround Sound
- 10/100 MBit Netzwerkanschluss (RJ45)
- V90/K56 Modem für Internet/Fax
- Schnittstellen: USB 2.0, Seriell, Parallel, PS/2
- inkl. Tastatur und Maus

CHF **499.-**

**AMD XP 2400+ Komplett PC**

- AMD XP 2400+ Prozessor
- 512 MB RAM (PC2100 / DDR RAM)
- 80 GB Harddisk 7200 rpm
- 64 MB GeForce 4 MX440
- 16x DVD/CD-ROM Laufwerk
- 3.5" Diskettenlaufwerk
- 3D Stereo surround Sound
- Schnittstellen: USB 2.0, Seriell, Parallel, PS/2
- inkl. Tastatur und Maus

CHF **799.-**

**Intel P4 2.4 GHz Komplett PC**

- Intel Pentium 4 2.4 GHz Prozessor FSB533
- 512 MB RAM (PC2100 / DDR RAM)
- 60 GB Harddisk
- 64 MB 3D Grafikchip (shared)
- 16x DVD/CD-ROM Laufwerk
- 3.5" Diskettenlaufwerk
- 3D Stereo surround Sound
- 10/100 MBit Netzwerkanschluss (RJ45)
- V90/K56 Modem für Internet/Fax
- Schnittstellen: USB 2.0, Seriell, Parallel, PS/2
- inkl. Tastatur und Maus

CHF **899.-**

**Intel P4 2.8 GHz Komplett PC**

- Intel Pentium 4 2.8 GHz Prozessor FSB533
- 512 MB RAM (PC2100 / DDR RAM)
- 80 GB Harddisk 7200 rpm
- **128 MB GeForce 4 Ti4800SE**
- 16x DVD/CD-ROM Laufwerk
- 3.5" Diskettenlaufwerk
- 3D Stereo surround Sound
- Schnittstellen: USB 2.0, Seriell, Parallel, PS/2
- inkl. Tastatur und Maus

CHF **1299.-**

Upgrades: mehr RAM, grössere Harddisk, CD/DVD ReWriter, Monitore, schnellere Prozessoren und viele weitere tolle Optionen finden Sie unter www.computix.ch oder per Telefon erfragen: 0848 848 456 Wir beraten Sie gerne!

**computix, die Vorteile liegen auf der Hand:**

**Preise**
Wir bieten Ihnen nur die allerneuesten Produkte zu den tiefstmöglichen Preisen an! Alle unsere Preise verstehen sich inkl. MwSt.

**Beratung**
Wir beraten Sie gerne und kompetent. Haben Sie Fragen zu unseren Produkten? Kontaktieren Sie uns per Email oder Telefon!

**Versandkosten**
Der Versandkostenanteil beträgt pauschal CHF 25.-, bei Zahlung per Vorauskasse liefern wir sogar gratis!

**Garantie**
Auf allen Produkten gewähren wir 12 Monate Garantie und Service!

**Lieferfrist**
Das bestellte Produkt erhalten Sie bequem per Post innert weniger Tage!

**Individuelle Notebooks und Computer**
Besuchen Sie uns im Internet und stellen Sie sich Ihren individuellen Notebook oder Computer zusammen: **www.computix.ch**

**computix**
**PC DIREKTVERSAND**
**www.computix.ch**
**info@computix.ch**
**0848 848 456**
computix GmbH | Seestrasse 241 | 8804 Au/Wädenswil

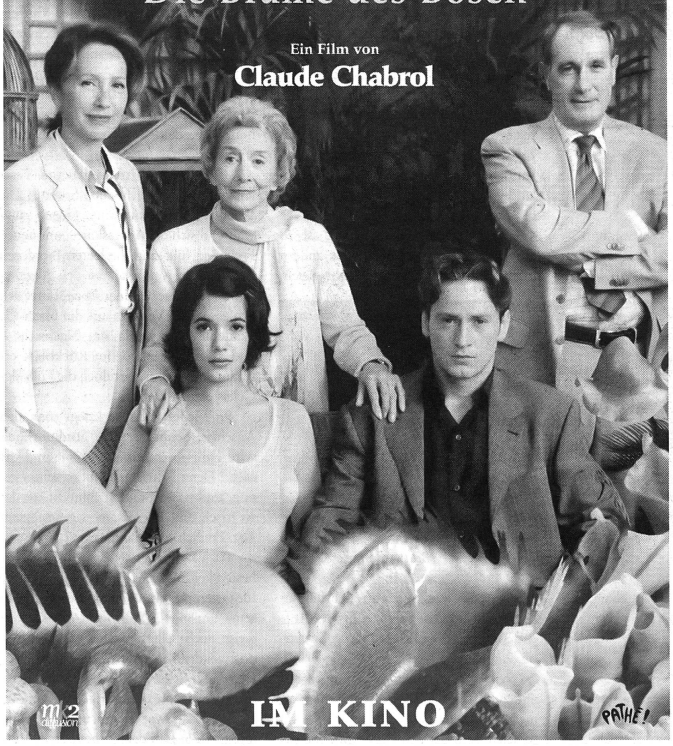


Ein Leckerbissen subtiler Ironie und eine Familiengeschichte, die süsses Gift ist.

**Nathalie Baye** **Benoît Magimel**
**Suzanne Flon** **Bernard Le Coq** **Mélanie Doutey**

# La Fleur du Mal
## Die Blume des Bösen

Ein Film von
**Claude Chabrol**



**IM KINO**

PATHÉ!



**offene werkstätten im DYNAMO**

**die offenen werkstätten kannst du spontan nutzen, um deine projekte zu verwirklichen. du wirst von profis beraten und unterstützt. alle bereiche bieten auch kurse an.**

**TEXTIL WERKSTATT**
mi-sa 11.00-18.00
**01 365 34 61**
**textil@dynamo.ch**

**MEDIEN WERKSTATT**
di-fr 13.00-19.00
sa 10.00-16.00
**01 365 34 45/46**
**medien@dynamo.ch**

**METALL WERKSTATT**
di 14.00-18.00
mi-sa 10.00-18.00
**01 365 34 43**
**metall@dynamo.ch**

jugendkulturhaus wasserwerkstr. 21 8006 zürich **www.dynamo.ch**

**Kurse in den Sommerferien**
14. - 18. Juli **Tanzimprovisation und Choreografie** mit Claudia Christen, Tel. 01 251 29 51
14. - 18. Juli 8.45 - 10.00 **Floorwork** mit Jsabella Gnos 079 605 23 01
26. Juli - 2. August **Tangowoche** im ganzen Haus www.tango.ch
11. - 15. August 10 - 17 Uhr **Holzbildhauen** mit Alex Herzog 076 367 48 78
4. - 8. August **Afrotanz Djembe/Sabar** 17.30 - 21.00 mit Isma Sène. 076 429 42 44
4. - 8. August **Skinner Releasing**, Workshop mit Yvonne Meier, NY, 01 350 26 11
3. - 5. August **Breakdance** mit Benny Flying Step, Berlin. 076 568 03 84
11. - 16. August **Musicalworkshop** Infos unter www.musicalworkshop.ch
22. - 24. August **Achtsamkeit, Erforschen, Bewegen, Meditieren, Improvisieren** Workshop in English mit Joel Gluck (USA). Info anjakollmuss@yahoo.com

**Veranstaltungen**
Sa 12. Juli 21.00 **Funk Party mit live Nexus (ZH)** & Dj Valentino Tomasi (ZH) und **DJ Bozi aus Budapest.**
Sa 16. August Abschlussvorführung von **www.musicalworkshop.ch**
Fr 22. August 20.00 live **krueger23 & special guest** zurich's easy listening grindcore heroes are back home!
Fr 22. August 20.30 grosser Saal Hiphop Züriberland!! **Plattentaufe Wortluut** Libertador (D), Bboys & Djs
Sa 23. August 21.00 Tanzdach **Barfussdisco**
Sa 23. August 21.00 grosser Saal Party by **www.divusmodus.ch**
Sa 30. August 22.00 Werk 21 **Xymox Club Gothic** wave electro cult indus DJ vinz raven
Sa 30. August 22.00 **Afrika Tropic Party** mit DJ Alex Amadou et invités.



**mein WISSEN ist der REDE wert**
**Workshop für Frauen mit Redehemmungen**

Mehr Mut zum Reden
Hingergründe erkennen und Wege zur Bewältigung finden

**3. / 4. Oktober 2003**

Leitung: lic. phil. Wiebke Rüegg-Kulenkampff
Psychologische Beratungsstelle für Studierende beider Hochschulen Zürichs

**Informationen: 01/ 634 22 80**